

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Doppel-Zombie

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der Doppel-Zombie

John Sinclair Nr. 480

von Jason Dark

erschienen am 15.09.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Doppel-Zombie

Es erwischte mich, als ich den Wagen verließ!

Die Tür hatte ich schon zugeschlagen. Weshalb ich mich noch einmal umdrehte, wußte ich selbst nicht, es war eine alte Angewohnheit, die viele Polizisten haben.

Jedenfalls schaute ich auch in das bläulichweiß schimmernde Licht der Laterne, in die plötzlich die Umrisse eines kantigen, wuchtigen Schattens hineinrasten und mich zu einer blitzschnellen Reaktion zwangen.

Drehend hechtete ich zur Seite, landete auf dem Boden, schrammte mir Haare an der Wange ab und bekam noch den Luftzug mit.

Da krachte es schon…

Der Gegenstand war seitlich in meinen Leih-Rover gekracht. Glas platzte, Metall verbog sich, knickte ein und um, der Wagen wurde deformiert, ich hörte ein Reißen und all die Geräusche gleichzeitig, während ich mit einem Sprung wieder auf die Füße kam, mich drehte und dabei die Beretta aus der Halfter zog.

Es passierte nichts weiter. Ich starrte auf den Wagen und dachte daran, daß mein Arbeitgeber, Scotland Yard, ihn abschreiben konnte. Mit dem kam ich keine zehn Yards mehr weiter. Er war an der rechten Fahrerseite völlig demoliert worden. Vielleicht hätte ihn ein sehr moderner Künstler noch als Plastik in ein Museum gestellt, für mich aber war er unbrauchbar geworden.

Das alles war sehr rasch über die Bühne gelaufen. Ich konnte dies auch noch hinnehmen, nur wunderte ich mich über das Wurfgeschoß, das mich bei einem Treffer sicherlich ins Jenseits befördert hätte.

Zuerst wollte ich es nicht glauben, traute mich noch nicht näher an das Autowrack heran, nahm die kleine Leuchte und strahlte es an.

Kein Irrtum. Mein erster Eindruck bestätigte sich auch, als ich genauer hinschaute.

Es war ein Grabstein!

Man hatte einen Grabstein auf mich geworfen!

Mit Grabsteinen warf man nicht ohne Grund. Der hätte mich bei einem Treffer in die Trümmer des Rover gedrückt und zerquetscht.

Erst jetzt kam der Schock. Kalte und heiße Wellen rannen über meinen Körper, während ich mich weiter zurückzog, um eine bessere Deckung zu haben.

Ich blieb am Rand des Parkplatzes stehen, wo mich die Zweige kahler Winterbüsche beschützten. In meinem Rücken lagen die klotzigen Umrisse der Klinik, in die ich gewollt hatte, um einem alten Freund einen Besuch abzustatten. Ein richtiger Besuch hatte es nicht werden sollen, dazu war er wahrscheinlich zu krank. Es ging einfach darum, ob es den Spezialisten gelungen war, Abbé Bloch das Augenlicht zu retten, das er bei unserem letzten gemeinsamen Fall im Elsaß durch die schmelzende Maske wohl verloren hatte. Hundertprozentig sicher war es nicht, und die Ärzte hatten mir auch keine telefonischen Auskünfte geben wollen.

Der Grabstein und der Rover hatten sich ineinander verkeilt. Sie bildeten ein Wirrwarr, und ich fragte mich natürlich, wer mit Grabsteinen um sich warf.

Der konnte nicht normal sein. An einen Menschen glaubte ich nicht so recht. Wenn, dann hätte er Bärenkräfte haben müssen, denn Grabsteine sind nun mal keine Federbälle.

Mit der unteren Kante hatte er sich seitlich in den Wagen hineingebohrt. Er lag so gekippt, daß ich auch sein oberes Ende erkennen konnte. Und daran störte mich etwas.

Zunächst einmal nur die Form. Der Stein sah so aus, als würde aus seinem Ende ein Kopf wachsen.

Ein grauer Schädel, der zudem noch durchlöchert war.

Natürlich beging ich nicht den Fehler, auf den Grabstein zuzurennen, ich wartete ab und hoffte, bessere Nerven als der sich versteckt haltende Werfer zu besitzen.

Zwei Minuten verstrichen.

Von den anderen Parkplätzen her wehte mir der Wind den Motorenklang entgegen. Ich hatte mir den kleinen ausgesucht, der eigentlich nur für das Krankenhauspersonal gedacht war. Von hier aus erreichte ich den Eingang allerdings am schnellsten.

Die Zeit verstrich, und es tat sich nichts. Nur die abendlichen Geräusche umgaben mich und natürlich die Dunkelheit, denn die Laterne leuchtete weiter entfernt.

Auf dem Grabstein lag der blasse Schein meiner Lampe und gab ihm ein etwas unheimliches Aussehen. Mich interessierte besonders die obere Hälfte aus dem so etwas wie ein Kopf hervorwuchs.

Jedenfalls ein runder Gegenstand, der mir Rätsel aufgab.

Beschriftet war der Grabstein nicht. Auch als der Lichtstrahl über die Fläche wanderte, erkannte ich keine Einkerbungen, die auf Namen oder Daten hingedeutet hätten.

Weshalb hatte der Unbekannte ihn auf mich geschleudert? Nur so zum Spaß?

Das konnte ich nicht glauben. Dahinter steckte ein Mordversuch oder noch mehr.

Vielleicht hing es auch mit Abbé Bloch zusammen, der in der Klinik lag und sich trotzdem noch in Gefahr befand, denn der Templer-Führer besaß zahlreiche Feinde, die ihn vernichten wollten.

Fünf Minuten können lang werden. Auch mir kam die Zeit so furchtbar vor. Aber sie ging vorbei.

Niemand hatte mich angegriffen, deshalb setzte ich mich in Bewegung und schritt sehr vorsichtig auf den demolierten Rover zu.

Aus der Dunkelheit flog kein Wurfgeschoß mehr heran. Unbehelligt erreichte ich den Grabstein, leuchtete ihn auch weiterhin an und konnte endlich erkennen, was dieser Kopf auf seinem Ende bedeutete.

Es war ein Totenschädel!

Zwei Löcher für die Augen, eines für die Nase, zwei nebeneinanderliegende für den Mund. Alles wirkte stilisiert, war aber dennoch gut zu erkennen.

Ein Grabstein mit einem Totenschädel! Der Fall, der eigentlich noch keiner war, wurde trotzdem immer mysteriöser. Und auf mich hatte man den Grabstein geworfen.

Weshalb?

Bevor ich mich bückte, um den Stein zu untersuchen, schaute ich

mich noch einmal um.

Nein, den unheimlichen Werfer entdeckte ich nicht. Es sah wirklich so aus, als wäre ich mutterseelenallein auf dem kleinen, von Büschen abgetrennten Parkplatz.

Der Stein besaß ein großer Gewicht, so daß ich beide Hände zu Hilfe nehmen mußte, um ihn aufzustellen. Dann leuchtete ich in die Augenhöhlen und auch in die Nasenlöcher. Dahinter befand sich kein Widerstand, der Lichtfinger fiel hindurch. Allmählich kam er mir vor wie eine Skulptur oder Plastik, die irgend jemand, aus welchen Gründen auch immer, von einem Friedhof gestohlen hatte.

Aber wer?

Ich richtete mich wieder auf. Noch immer umgab mich die nahezu beklommene Stille. Möglicherweise bildete ich mir dies auch nur ein, aber das Gefühl, von irgendeiner feindlichen Person belauert zu werden, wollte einfach nicht weichen.

Ich entfernte mich einige Yards vom Autowrack, um anschließend den zerstörten Rover zu umkreisen. Die Beifahrerseite hatte kaum etwas abbekommen, dafür die rechte Fahrerseite um so mehr. Ich schielte nach dem Autotelefon, um zu sehen, ob es noch in Ordnung war.

Äußerlich hatte es keine Schäden davongetragen. Die Tür bekam ich auch auf und tauchte in den Wagen. Manchmal hat man eben Glück. Das Telefon funktionierte noch.

Ich tippte Sukos Nummer ein.

Er hockte auch nicht mehr im Büro und hob schon beim dritten Durchläuten ab.

»Ich bin's, Suko.«

»Und? Wie geht es dem Abbé?« Natürlich war er besorgt. Leider mußte ich ihm eine enttäuschende Antwort geben.

»Es tut mir leid, ich war noch nicht bei ihm. Statt dessen sitze ich hier in den Trümmern von dem, was einmal ein Rover gewesen ist. Der Wagen ist fast zerstört.«

»Hattest du einen Unfall?«

»So kann man es nennen.«

»Was war es denn, Mensch? Rede doch!«

Ich erklärte ihm die Sache, und Suko zeigte sich erstaunt. »Mit einem Grabstein bist du beworfen worden?«

»Ja, und das Ding ist verdammt schwer.«

»Dann muß der Werfer ein Kraftpaket oder ein Riese gewesen sein.«

»Das ist möglich, Suko. Nur habe ich ihn nicht gesehen. Er hält sich noch versteckt.«

»Soll ich kommen?«

»Höchstens mit einem Abschleppwagen!«

»Mach keinen Mist! Die Sache kann ins Auge gehen. Wer mit

Grabsteinen wirft, sollte nicht unterschätzt werden.«
»Das stimmt wohl.« Ich grinste scharf. »All right, wenn du willst, kannst du dich sehen lassen. Aber das mit dem Abschleppwagen war kein Witz. Den brauche ich tatsächlich. Der Rover ist total hin.«
»Ich komme zuerst, dann sehen wir uns die Sache mal an. Und gib auf dich acht, Geisterjäger!«
»Sicher.« Ich legte auf und starrte auf die Splitter, die in den Sitzpolstern steckten. Bei dem Aufprall war keine Seitenscheibe heil geblieben. Der Grabstein hatte alles weggeräumt.
Ich wollte mich wieder zurückziehen, aber irgend etwas hinderte mich daran.
Es war eine Warnung. Ein körperliches Unwohlsein, das mich in diesen Momenten überfiel. Die zweite Haut legte sich auf meinen Rücken, sie spannte auch meinen Nacken an. Ich war in eine Situation geraten, in der jede hastige oder auffällige Bewegung gefährlich werden konnte. Deshalb zog ich mich langsam zurück.
Das Gefühl blieb nicht nur, es verstärkte sich. Im Magen lag plötzlich der Kloß. Ich hatte Mühe, mich zu beherrschen und die Hand nicht in Richtung Beretta fallen zu lassen.
Wiederum langsam richtete ich mich auf - und drehte mich um.
Ich hörte das Lachen.
Leise, hämisch und irgendwie grausam klingend. Ich sah den Lacher nicht, dafür entdeckte ich etwas anderes.
Schattenhafte Gestalten, die wie Felsklötze vom Boden hochwuchsen und sich nicht rührten.
Waren es vier oder fünf? Ich hatte keine Ahnung. Die Finsternis war einfach zu dicht.
Wer mich ansprach, erkannte ich auch nicht. Es war jedenfalls eine zischende Stimme aus der Dunkelheit, die mich warnte: »Wenn du dich falsch bewegst, bist du tot, du Schwein…«
Nur ein Narr oder ein Lebensmüder hätte anders gehandelt als ich. Da ich beides nicht unbedingt sein wollte, blieb ich stehen und spreizte die Arme ab. Eine demonstrative Geste, die meinen Gehorsam zeigte.
Ich dachte an die Worte, die der Typ gesprochen hatte. Diese Art von Anrede war mir nicht unbekannt. Gewisse Gruppen, die sich meist aus gestrandeten Jugendlichen zusammensetzen, sprachen so. Ich dachte da an Rocker oder Punker und glaubte fest, daß ich mit dieser Richtung auch nicht verkehrt lag.
Wieder lachte der Sprecher, bevor er weitere Worte hinzufügte. »Ich habe es gern, wenn ein Bulle gehorcht. Leider handeln nicht alle so wie du. Deshalb haben auch viele deiner Kollegen schon ins Gras beißen müssen.«
»Habt ihr den Stein geworfen?« fragte ich und überraschte sie mit

dieser Bemerkung.

»Wie kommst du darauf?«

»Weil er für eine Person allein ziemlich schwer ist, meine ich.«

Die Antwort klang dumpf. »Kennst du Jilette aber schlecht!«

Da hatte ich den ersten Namen. Jilette, so hieß der Grabstein-Werfer. Etwas Richtiges konnte ich mir darunter nicht vorstellen. Ich kannte keinen Menschen, der diesen Namen trug. Allerdings hörte er sich ziemlich außergewöhnlich an, bestimmt so außergewöhnlich, wie dieser Jilette selbst war.

Mittlerweile hatten sich meine Augen auch an die Dunkelheit so gewöhnt, daß es mir gelang, Umrisse auszumachen. Hier und da blinkte etwas auf dem dunklen Untergrund. Wenn es Nieten oder Kettenteile waren, konnte meine Theorie, was Rocker oder Punker betraf, durchaus zutreffen. Möglicherweise war dieser Jilette der Anführer und Boß der Bande.

»Ist Jilette ein Riese?«

»Mehr als das.«

»Dann könnte er sich doch zeigen. Ich habe mir schon immer gewünscht, mal vor einem Riesen zu stehen.«

»Du wirst ihn sehen.«

»Und dann?«

»Zerquetscht er dich!« lautete die kalte Antwort, die sich verdammt nicht nach einer Lüge anhörte.

Mir blieben weitere Fragen im Hals stecken. Mittlerweile war auch mir klargeworden, daß das, was ich hier erlebte, kein Spiel war, sondern blutiger Ernst, denn die andere Seite hatte mich auf die Abschußliste gesetzt.

Ich wußte nicht, wer hinter den Dingen stand. Das konnte natürlich dieser Jilette sein, aber auch ein anderer, der Jilette einfach vorgeschoben hatte. Wer mich auf die Abschußliste gesetzt hatte, mußte ich herausbekommen.

Ich hatte vorgehabt, einen Schwerverletzten zu besuchen. Möglicherweise hing das Auftauchen der mir noch unbekannten Gruppe mit meinem Besuch bei Abbé Bloch zusammen.

»Jilette«, sagte ich laut und deutlich. »Diesen Namen habe ich noch nie zuvor gehört. Sagt mir, um wen es sich bei ihm handelt. Wer ist er?«

Wieder antwortete die gleiche Stimme. Sie machte mir klar, daß Jilette gefährlich war. »Man nennt ihn auch den Mordengel von London, Bulle.« Zischend und höhnisch drang mir die Stimme aus der Dunkelheit entgegen. »Der Mordengel von London. Ich an deiner Stelle würde mir diesen Namen gut merken.«

Der Mordengel von London also. Rocker und Punker gehörten zu den Typen, die sich stets spektakuläre Namen zulegten. Ob das nun die

Höllenengel waren oder die Todesengel oder die Flammenteufel. Jetzt war wieder eine neue Bezeichnung hinzugekommen.

Gehört hatte ich von ihm noch nie. Wenn er Morde begangen hatte, war er niemals mit der Polizei in Berührung gekommen. Dann mußte er entweder sehr gewitzt sein oder einen sehr starken Schutz genießen, möglicherweise eine magische Rückendeckung.

Ich stand so günstig, daß ich über die Schatten-Gestalten hinwegschauen konnte. Auch den Sprecher hatte ich ausgemacht. Er mußte eine Waffe auf mich gerichtet haben, denn in Höhe seines Gürtels sah ich das typische Schimmern von brüniertem Metall.

Hinter den Schatten entstand Bewegung.

Im ersten Augenblick kam es mir wirklich so vor, als würde sich dort ein Riese bewegen. Die Rocker oder Punker hatten ebenfalls etwas bemerkt. Sie traten zur Seite, und jetzt konnte ich erkennen, daß sie zu viert waren, und keiner von ihnen war ohne Schußwaffe gekommen. Die hätten aus mir glatt ein Sieb machen können.

Das alles war zweitrangig geworden, als ich die Gestalt sah, die sich Jilette nannte. Ich konnte sie deshalb so gut erkennen, weil plötzlich vier Lampenstrahlen aufleuchteten, die ihn auf seinem Weg zu mir begleiteten.

Vor Schreck blieb mir fast das Herz stehen!

***

Für Abbé Bloch war es ein Schock gewesen, und eine grausame Tortur, als es dem Kind-Dämon Baphometh gelungen war, ihn anzugreifen. Der Templer hatte sich auf den Schutz seiner silbernen Halbmaske verlassen, doch die war einfach nicht stark genug gewesen. Die Magie Baphomeths war voll in die Maske eingeschlagen und hatte das Silber zum Schmelzen gebracht. Noch jetzt, da alles Tage zurücklag, glaubte er die Hitze zu spüren und die fürchterlichen Schmerzen, die sein Gesicht durchzogen hatten, als sich die Haut fast auflöste. Die zerschmelzende Maske hätte alles zerstört, wäre John Sinclairs Kreuz nicht gewesen, das er im letzten Augenblick auf das schmelzende Silber geschleudert und somit den fürchterlichen Vorgang gestoppt hatte.

Dennoch war die erste Hälfte des Unheils nicht aufzuhalten gewesen. Der Abbé hatte nicht verhindern können, daß etwas von dem schmelzenden Metall in seine Augen gelaufen war und deren Sehkraft zerstört hatte. Der Abbé war blind geworden.

Ich bin blind!

Auch als er unter den schrecklichen Schmerzen litt, hatte er sich diese Tatsache stets vor Augen gehalten und war in eine Art von Panik gefallen.

In den ersten Stunden, wo er dieses Grauen so hautnah erlebte, hatte

er sich umbringen wollen. Wäre John Sinclair nicht gewesen, hätte er es auch getan, doch der Geisterjäger hatte ihn von diesem dummen Vorsatz abhalten können.

So lebte er weiter und hatte gelitten. John Sinclair war während des Transportes aus dem Elsaß zum Frankfurter Flughafen nicht von seiner Seite gewichen. Auch weiter nach London hatte er ihn begleitet, ihm Trost zugesprochen und auch davon berichtet, daß es in London Spezialisten gab, die dem Abbé das Augenlicht zurückgeben würden.

In London war schon alles vorbereitet gewesen. Von der eigentlichen Operation hatte der Templer nichts mitbekommen. Nachdem er aus der Narkose wieder erwacht war, lag er in einem Einzelzimmer, und seine Augen bedeckte eine Binde.

Zunächst hatte er sich nicht getraut, danach zu fassen. Nach Stunden erst konnte er sich überwinden.

Doch es blieb die Ungewißheit, ob er nach der Abnahme der Binden würde wieder sehen können.

Der Abbé lag in seinem Zimmer, erholte sich zusehends und geriet auch wieder ins Grübeln.

Was würde sein, wenn die Operation erfolglos war und er sein Augenlicht nicht zurückbekam? Daran zu denken, bereitete ihm körperliches Unbehagen und steigerte gleichzeitig noch die Angst in seinem Innern. Es war zu Schweißausbrüchen gekommen, er hatte nach der Klingel getastet, um den Arzt zu erreichen.

Die Schwester war nur gekommen.

»Kann ich wieder sehen?« Mehr Fragen stellte er nicht, und die Schwester hatte ihm ebensowenig eine Antwort gegeben, wie der ihn behandelnde Arzt.

So dämmerte der Abbé dahin. Er wußte nicht, ob es Tag oder Nacht war.

»Kann ich wieder sehen?«

»Das wird Ihnen der Doktor sagen!«

Aber der sagte nichts Konkretes. Einmal waren sie zu mehreren Personen gekommen, hatten ihn untersucht und ihm anschließend eine Spritze gegeben. Danach war er aus dem Zimmer gefahren worden und wieder auf den OP-Tisch gekommen.

Verändert hatte sich nichts. Nur das Brennen war etwas schwächer geworden.

Und wieder verrann Zeit.

Zu quälenden Einzelheiten reihten sich die Stunden aneinander. Es waren auch Anrufe gekommen.

Einmal hatte der Abbé mit John Sinclair gesprochen, später mit seinen Brüdern in Frankreich die ihm zur Seite standen und über sein Schicksal informiert worden waren.

Natürlich wollten sie kommen, aber der Abbé lehnte es ab. Er würde

ihnen früh genug Bescheid geben.

Konnte er wieder sehen?

Diese Frage entwickelte sich zum eigentlichen Kriterium. Je mehr er darüber nachdachte, um so stärker verblaßte sie auch, und der Abbé verfiel in Teilnahmslosigkeit.

Bis zu einem bestimmten Punkt. Er konnte im nachhinein nicht einmal sagen, wer oder was ihn aus diesem Zustand herausgeholt hatte, und es war auch kein Ereignis im eigentlichen Sinne, das er in Worte fassen konnte. Jedenfalls war es da.

Ein Gefühl nur, mehr ein Zustand der Angst, die die Seele des Abbés zu erdrückten drohte.

Ja, es war die Angst. Und diesmal hatte sie nicht einmal direkt etwas mit seinem Zustand zu tun.

Obwohl er sein Augenlicht erst vor kurzem verloren hatte, dachte er doch weiter und spürte genau, daß sich seine anderen Sinne noch mehr verstärkt hatten.

Er konnte besser tasten, hören, riechen, und auch seine Sinne hatten sich verschärft.

Da war etwas…

Er konnte es nicht sehen, aber spüren und ahnen. Der Abbé versuchte, es in Worte zu fassen, es fiel ihm ungemein schwer. Da er nicht mehr nach außen schauen konnte, konzentrierte er sich auf sein Inneres, um das andere fassen zu können.

Vielleicht war es eine Warnung. Wenn ja, dann mußte er diese Warnung irgendwie beschreiben, falls ihn John Sinclair besuchte. Auch er sollte unbedingt davon erfahren.

Plötzlich hatte er den Begriff gefunden!

Es war eine Wolke!

Eine unheimliche, drohende, pechschwarze Wolke. Das Synonym für die Gefahr, die sich nicht allein über seinem Kopf, sondern über der gesamten Klinik zusammenbraute.

Etwas kam…

Als der Templer dies festgestellt hatte, wurde er unruhig. Er konnte nicht mehr still liegenbleiben, warf sich von einer Seite auf die andere und riß sich zwei Schläuche aus den Armen, mit denen er am Tropf verbunden war.

Im Bett richtete er sich auf.

Sofort packte ihn der Schwindel und zwang ihn wieder in die Rückenlage. »Man muß etwas tun«, flüsterte er. »Man muß unbedingt dagegen angehen. Merkt denn niemand etwas?«

Fast grausam deutlich kam ihm zu Bewußtsein, daß er erblindet war und allein nichts unternehmen konnte. Er war ein Gefangener, aber da gab es noch John Sinclair, den er warnen mußte.

Der Abbé klingelte nach der Schwester, die sofort kam und beinahe

einen mittleren Anfall kriegte, als sie sah, daß der Kranke nicht mehr am Tropf hing.

»Meine Güte, wie haben Sie das denn geschafft, Mister?«

»Spielt das noch eine Rolle? Ich möchte ein Telefon haben, bitte! Ich muß Oberinspektor Sinclair anrufen. Wählen Sie bitte für mich die Nummer, und geben Sie mir dann den Hörer.«

»Alles der Reihe nach.« Die Schwester blieb gelassen. Der Abbé hätte sie gern einmal gesehen.

Ihrer Stimme nach zu urteilen, mußte sie um die 40 sein.

Sie sorgte für die medizinische Versorgung des Patienten und stellte ihm das Telefon auf das Bett.

Dann wählte sie die angegebene Nummer.

Als sie gehen wollte, hielt der Abbé sie zurück. »Warten Sie noch, ich weiß nicht, ob er zu Hause ist.«

Er war es nicht.

»Ist er vielleicht woanders?« fragte die Haubenlerche. »Wissen Sie, wo er sich aufhalten könnte, und haben Sie eventuell die entsprechende Telefonnummer?«

»Ja, Inspektor Suko.«

»*Wie* heißt der?«

Bloch war nervös geworden und wiederholte mit zitternder Stimme den Namen des Chinesen.

Die Krankenschwester schleppte ein Telefonbuch heran und suchte die entsprechende Nummer heraus, während sich Bloch schon im voraus bei ihr bedankte.

Und Suko war zu Hause. »Ach, Abbé!« rief er, »was ist passiert? Was kann ich für Sie tun? Ich werde Sie morgen besuchen und hoffe, daß es Ihnen besser geht.«

»Nein, mir geht es mies.«

Suko wollte ihn beruhigen. »Nach einer Operation geht es einem nie gut. Warten Sie die nächsten Tage einmal ab. Es wird sich schon alles wieder einrenken.«

»Darum geht es jetzt nicht, Suko. Wissen Sie, wo ich John Sinclair finden kann?«

»Der wollte doch zu Ihnen.«

»Aber hier ist er nicht eingetroffen.«

»Machen Sie sich mal keine Gedanken, Abbé, lange ist John bestimmt nicht weg. Er wird noch kommen. Was ist denn so dringend? Kann ich Ihnen helfen?«

Der Abbé überlegte. Dann verneinte er und ließ den Hörer wieder auf den Apparat sinken.

Die Schwester war an seinem Bett sitzen geblieben. »Kann ich Ihnen sonst noch helfen? Möchten Sie noch einmal telefonieren?«

»Nein, danke, aber Sie können mir den Arzt rufen.«

»Doktor Spencer kann Ihnen auch nicht viel sagen, glauben Sie mir. Sie sollten die Nacht abwarten. Morgen werden wir mehr wissen. Nach der zweiten Operation sieht es schon viel besser aus…«

»Darum geht es nicht«, erklärte der Abbé »Ich will wegen einer anderen Sache mit ihm reden.«

Die Schwester stand auf. »Nun ja, ich werde sehen, ob der Doktor einen Moment Zeit hat.«

»Bitte…« Der Abbé hörte das leise Zuklappen der Zimmertür und sah nicht mehr ganz so schwarz in die Zukunft.

Zum Glück war John Sinclair unterwegs. Wenn es jemanden gab, der ihm glaubte, dann war es der Geisterjäger. Er gehörte zu den Menschen, die gewisse Dinge anders sahen, er wußte von Ereignissen, über die andere nur lachten oder die Köpfe schüttelten.

Vielleicht hätte er doch in Frankreich bleiben sollen. Auch dort gab es Kliniken, in denen sich die Ärzte auf Augenoperationen spezialisiert hatten. Aber John hatte ihn in der Nähe haben wollen. Er vergaß nicht, unter welchem Druck der Abbé stand.

Bloch bezeichnete sich als den Führer der wahren Templer. Es gab auch die zweite Gruppe, die sich damals im Mittelalter abgespalten hatte. Diese verehrten ihren Götzen Baphometh, der eine furchtbare Wiedergeburt erlebt hatte und nun als Kind-Dämon seine dämonischen Fäden spann. In der bösen Angela hatte er die Amme finden sollen, die ihn großzog. Das war nicht gelungen. John Sinclair hatte die Vampirin Angela getötet und den Plan Somit vereitelt.

Als er an seine Feinde dachte, fiel ihm wieder ein, daß er blind war. Er bezeichnete den Zustand als furchtbar, als grauenhaft, denn er war gleichzeitig auch hilflos.

Wenn Feinde kamen, konnte er sie nicht sehen höchstens fühlen, so wie jetzt, denn die drohende Gefahr mußte einfach noch vorhanden sein. Die Wolke ließ sich nicht vertreiben, sie schwebte über seinem Kopf und war auch im Begriff, näher zu kommen.

Die Ahnung des Blinden verdichtete sich allmählich zu einer Gewißheit. Auch in London war er vor den Nachstellungen seiner Feinde nicht sicher. Sie hatten seine Spur aufgenommen und wollten das beenden, was Baphometh begonnen hatte.

Unruhig zuckten seine Hände über die Bettdecke. Er bewegte hektisch die Finger und klemmte den Stoff zwischen sie. Heftige Kopfschmerzen quälten ihn. Das war immer so, wenn er sich anstrengte oder scharf über ein gewisses Problem nachdachte.

John Sinclair kam nicht, dafür betrat Dr. Spencer das Zimmer.. Der Abbé erkannte ihn am Klang der Schritte und daran, wie er die Tür schloß. Er tat es immer besonders leise und behutsam.

Auf leisen Sohlen ging er auch zum Krankenbett und blieb daneben stehen.

»Sie haben nach mir rufen lassen, Mr. Bloch?«

»Ja, ich muß Sie sprechen.«

Der Arzt setzte sich auf die Bettkante. »Bitte, ich höre Ihnen zu, Mr. Bloch.«

Der Abbé fürchtete sich ein wenig vor der nächsten Frage. Er holt tief Luft und versuchte, seine Nervosität zu unterdrücken. »Zunächst folgendes, Doktor. Kann ich wieder sehen? Haben Sie und Ihre Mitarbeiter mir das Augenlicht wieder zurückgegeben? Ich will eine ehrliche Antwort von Ihnen!«

»Das ist schwer zu sagen…«

»Bitte, Doktor, weichen Sie nicht aus!«

»Ich weiche deshalb nicht aus, Mr. Bloch, weil ich einfach nicht ausweichen kann. Verstehen Sie?«

»Nein.«

»Wir wissen noch nicht, ob Sie Ihr Augenlicht wieder zurückbekommen haben. Wenn wir Ihnen die Schutzbinden abnehmen, können wir mehr sagen. So lange müssen Sie noch Geduld haben.«

Bloch lachte auf. »Geduld!« sagte er. »Immer nur Geduld. Verdammt, ich habe genug Geduld gehabt, glauben Sie mir das. Ich will einfach nicht mehr. Ist das klar?«

»Ja, das verstehe ich.«

»Deshalb möchte ich Sie bitten…«

Dr. Spencer legte seine Hand auf die Schulter des Kranken. »Sie können mich fragen, und Sie können sagen, was Sie wollen. Es geht nicht anders. Ich kann Ihnen kein Ergebnis mitteilen, so leid es mir tut. Möchten Sie noch etwas wissen?«

»Ja. Sie wissen, wer ich bin?«

»Ein französischer Geistlicher, hörte ich.«

»Ja, so kann man es auch nennen. Ich zelebriere keine Messen, wenn Sie das meinen. Ich bin, sagen wir, ein Pater. Nur führe ich kein normales Leben. Ich habe eine gewisse Aufgabe übernommen, über die ich allerdings nicht sprechen kann. Sie ist nicht ungefährlich, und deshalb befinde auch ich mich in einer permanenten Gefahr. Ich habe Feinde, starke Feinde…«

»Vor denen Sie hier in Sicherheit sind, Mr. Bloch.«

»Nein!« Heftig widersprach der Abbé, und Dr. Spencer erschrak. Bloch tastete nach der Hand des Arztes, bekam sie auch zu fassen und drückte die Finger fest. »Ich bin hier nicht in Sicherheit. Es gibt keinen Ort auf der Welt, an dem man vor ihnen in Sicherheit sein kann. Haben Sie das begriffen?«

»Es fällt mir schwer.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Es ist auch schwer, aber Sie sollten die Augen offenhalten, Doktor.«

»Hier in der Klinik?«
»Natürlich. Sie werden kommen, das schwöre ich Ihnen.«
Dr. Spencer atmete tief durch. »Woher wollen Sie das wissen, Mr. Bloch? Haben Sie irgendwelche Anhaltspunkte bekommen? Hat man Sie möglicherweise gewarnt?«
»Nein, das nicht.«
»Dann würde ich die Sache an Ihrer Stelle nicht so negativ sehen. Denken Sie nicht mehr daran.«
»Sie haben gut reden, Doktor! Es ist mein Leben, auch wenn es schon halb zerstört ist. Aber ich möchte nicht, daß die andere Seite den Sieg erringt.«
Der Arzt schüttelte den Kopf, was Bloch nicht sehen konnte. »Sie reden, Mr. Bloch, als hätten Sie irgendwelche Hinweise, daß man Sie tatsächlich ermorden will.«
»Die habe ich auch.«
»Und wo?«
»Ich kann es Ihnen nicht konkret sagen. Aber Sie als Spezialist müßten doch wissen, daß bei einem Blinden die anderen Sinne mehr geschärft sind, als bei völlig gesunden Menschen.«
»Ja, das sehe ich auch so.«
»Und ich fühle, daß sich etwas zusammenbraut. Es ist eine dicke, schwarze Wolke, die bereits auf dem Weg zu mir ist und immer näher kommt. Ich weiß, daß Sie mich nicht verstehen werden, aber es ist so. Ich sehe die Wolke der Gefahr«, flüsterte der Blinde mit allmählich ersterbender Stimme.
»Ich sehe, wie sie näher kommt. Sie will mich verschlingen, Doktor. Sie will das vollenden, was vor langer Zeit begonnen und in den vergangenen Tagen im Elsaß fortgeführt wurde.«
»Hm.« Dr. Spencer wußte nicht, was er sagen sollte. »Wenn Sie das so sehen, kann ich nichts dagegen machen. Es ist mir aber unmöglich, Ihnen eine Wache vor die Tür zu stellen. Da sollten Sie sich am besten mit der Polizei in Verbindung setzen.«
»Ich habe John Sinclair bereits angerufen. Er wird mich verstehen, Doktor.«
»Das freut mich. Kommt er denn?«
»Eigentlich müßte er schon hier sein. Ich erwarte ihn jeden Augenblick. Ihnen kann ich nur den Rat geben, die Augen weit offen zu halten. Irgend etwas ist auf dem Weg hierher. Es will das Krankenhaus besetzen und mich töten.«
»Gut, Mr. Bloch, ich bedanke mich für Ihren Rat. Wenn ich Mr. Sinclair sehe, werde ich ihn sofort zu Ihnen schicken. Vielleicht kann er bei Ihnen Wache halten.«
»Das wäre gut.«
»Ansonsten, Mr. Bloch, versuchen Sie bitte zu schlafen. Das Ausruhen

kann Ihrer Gesundheit oder Gesundung nur förderlich sein Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht.«

»Ja, das wünsche ich Ihnen auch«, erwiderte der Abbé leise und hörte, wie der Arzt den Raum verließ.

Er blieb auf dem Rücken liegen und lauschte nach innen. Leider hatte sich nichts verändert. Die Gefahr blieb, und die Wolke, so hatte er den Eindruck, war sogar noch größer geworden…

***

Ich hatte in meiner Laufbahn schon vieles gesehen, aber dieser Jilette gehörte zur absoluten Spitze.

War er ein Dämon, ein Mensch oder ein Monster? Wahrscheinlich eine Mischung aus allem. Jedenfalls erinnerte sein Aussehen an einen Punk und auch an einen Rocker.

Normal waren seine übergroßen Turnschuhe und auch die blauen Jeans, die lange, kräftige Beine bedeckten. Er trug eine pechschwarze, weit geschnittene Lederjacke, die mit metallisch glänzenden Nieten besetzt war. An seinem Gürtel hing eine Motorradkette, die schnell zur Mordwaffe werden konnte. Sein Hemd unter der Jacke wirkte etwas lächerlich. Es hätte eher in den Karneval gepaßt und war weiß und blau gestreift. Den Kragen der Lederjacke hatte er hochgestellt. Der Gesichtsausdruck wirkte abstoßend.

Die kurzen Haare waren rötlichgelb gefärbt. Die Frisur konnte man als Grasbüschel-Look bezeichnen. Die hohe Stirn und die geschwungenen Augenbrauen fielen auf, die dicht über der Wurzel seiner fleischigen Knollennase zusammenwuchsen und dem Gesicht zusätzlich einen bitterbösen Ausdruck gaben. Die Mundwinkel kippten nach unten weg, das Kinn war rund. Durch den Haarschnitt waren die Ohren freigelassen worden. Sie wirkten wie große Lappen, die jemand an den Schädel geklebt hatte. In den Ohrläppchen funkelten Ringe öder Steine, so genau konnte ich das nicht erkennen. Jedenfalls schwangen sie beim Gehen hin und her.

Der Kerl überragte mich. Zwar konnte man bei ihm noch nicht von einem Riesen sprechen, doch dieser Jilette war mehr als einen Kopf größer als ich. Mit den Fäusten würde ich diese Kampfmaschine kaum stoppen können, höchstens mit einer Kugel, aber er hatte mir noch nichts getan. Zudem lauerten im Hintergrund seine Helfer.

Dem Kerl traute ich ohne weiteres die Kraft zu, mit Grabsteinen werfen zu können.

Vor mir blieb er stehen. Ich brauchte nur die Hand auszustrecken, um ihn zu berühren. Davor allerdings hütete ich mich, weil ich ihn nicht unnötig reizen wollte.

Er schaute mich an.

Es war mehr ein kaltes Starren. Sein grausam wirkender Blick bohrte

sich in meine Augen, die fleischigen Lippen zuckten, und ich bekam mit, wie er die rechte Hand, Marke Kohlenschaufel, zu einer mächtigen Faust ballte.

Dann schlug er zu.

Aber nicht mit der rechten Faust, er nahm die linke, und die war nicht zur Faust geballt. Dafür stieß er mir seine kräftigen Finger in den Leib, und ich hatte nicht die Spur einer Chance, diesem Treffer zu entgehen. Zwar zuckte ich noch zusammen, aber zur Seite konnte ich mich nicht mehr drehen.

Zwischen Leber und Milz paßt immer noch ein Pils. Diesen lockeren Thekenspruch konnte ich nicht anwenden, denn nach dem Treffer in dieser Gegend wäre mir der Appetit auf ein Bier glatt vergangen.

Ich sah plötzlich nichts mehr. Alles verschwamm vor meinen Augen, in die die Tränen stiegen.

Auch meine Kehle war wie zugeschnürt, als hätte man Draht um sie gewickelt.

Etwas rauschte in meinen Ohren. Zunächst dachte ich an Wasser, bis ich erkannte, daß es das Lachen dieser Rockerbande war, die sich an meinem Zustand weidete.

Daß ich in die Knie ging, merkte ich nicht. Die Welt um mich herum war eine andere geworden.

Diese verfluchten Karateschläge wirkten, wenn sie zielgenau ausgeführt wurden, paralysierend.

Ich lag bald auf dem Boden und hatte mit den Nachwirkungen des Treffers zu kämpfen. Sie blieben natürlich, auch wenn sie ein wenig schwächer wurden.

An meiner Wange fühlte ich etwas Feuchtes. Der Untergrund war naß, vielleicht lag ich auch in einer Pfütze.

Das alles war mir so egal, wenn nur nicht die verfluchten Schmerzen gewesen wären und die heiße Angst, die durch meinen Körper strömte.

Ja, ich bekam Angst vor dieser grausamen Gestalt. Ich lag ihr wie ein hilfloses Bündel zu Füßen und hatte mich zusammengekrümmt, weil ich mich einfach nicht mehr strecken konnte.

Den Mund hatte ich weit aufgerissen. Dabei schnappte ich nach Luft, röchelte und erschrak wegen dieser Geräusche über mich selbst. Sie waren einfach furchtbar.

Etwas knirschte in meiner Nähe. Dazwischen vernahm ich dumpfe Laute und auch Stimmen. Wahrscheinlich zogen Jilettes Gehilfen den Kreis um mich enger.

Das anschließende Lachen tat mir in der Seele weh. Die Laute schienen hinter meiner Stirn regelrecht zu explodieren. Ich fühlte mich hundeelend und hätte die Rocker am liebsten gebeten, mich doch allein zu lassen.

Sie blieben…

Auch wenn ich nur sehr schwer Luft bekam, erholte ich mich allmählich von diesem Treffer soweit, daß ich mitbekam, was sie besprachen.

»Er ist geschafft. Ich hätte nicht gedacht, daß es so leicht geht. Willst du ihn mitnehmen, Jilette?«

Als Antwort vernahm ich ein Knurren.

»Gut, nimm ihn mit und gib ihm irgendwo den Rest. Schaff ihn am besten zu deinem Friedhof.« Sie lachten alle vier, und ich hörte wieder Jilettes zustimmendes Knurren.

Was hatten sie gesagt? Zu einem Friedhof wollten sie mich schaffen? Das sah nach Beerdigung aus, und davon hatte ich, ehrlich gesagt, die Nase gestrichen voll. Ich wollte nicht mehr in einem Sarg liegen. Diese wahrgewordenen Alpträume waren grausam.

Übelkeit machte mir zu schaffen. Ich hatte Mühe, mich zusammenzureißen und nicht zu übergeben.

Die Schwäche war einfach da und ließ sich auch nicht mehr wegschaffen.

»Steh auf, Bulle!«

Der Typ war gut. Wie sollte ich mich in meinem Zustand erheben können? Das war unmöglich.

»Los, hoch mit dir!« Jetzt bekam ich sogar einen Tritt in die Seite. Die Stiefelspitze war hart. Wieder spürte ich den bösen Schmerz, aber ich konnte nicht mehr.

»Der scheint fertig zu sein«, kommentierte ein anderer.

»Unsinn. Bullen können was einstecken.«

»Ich will auch keinen Treffer von Jilette kassieren, kann ich dir sagen.«

»Gut, faßt mit an.«

Sie bückten sich. Ich merkte es daran, daß Schatten über mich fielen. Dann spürte ich ihre Hände an meinen Schultern und in den Achselhöhlen. Zu viert schleiften sie mich hoch. Als ich stand, drückten sie mich gegen die unbeschädigte Seite des Rover. Das war auch nötig, denn ich wäre ohne Hilfe wieder zu Boden gefallen.

Mir fiel wieder der alte Gummivergleich ein. Meine Beine waren zu zitternden Stangen geworden.

Ich atmete tief ein und aus. Meine Arme hatte ich vom Körper abgespreizt. Sie lagen links und rechts auf dem Wagendach, und die Handflächen schienen auf der Feuchtigkeit zu kleben.

Viel besser ging es mir nicht, aber ich konnte meine unmittelbare Umgebung besser erkennen.

Jilette stand direkt in meinem Blickfeld!

Meine Güte, war das eine Gestalt!

Ich sah sie nicht klar, vor meinen Augen verschwamm sie, so daß aus

ihr ein Farbenspiel wurde. Die orangefarbenen Haare schienen manchmal zu explodieren, bevor sie »verliefen« und sich mit der Farbe der Gesichtshaut vermischten.

Die Rocker hatten sich neben ihm aufgebaut. Auch sie zählten zu den gewalttätigen Typen, starrten mich kalt an und taten ansonsten nichts. Mir kam es vor, als würden sie auf irgendein Ereignis warten, das in naher Zukunft lag.

Hilfe bekam ich nicht. Außer uns befand sich niemand auf dem Parkplatz. Ich dachte an Suko, mit dem ich telefoniert hatte. Verdammt, warum kam er denn nicht? Weshalb mußte diese Klinik auch so weit außerhalb Londons liegen.

All diese Tatsachen addierten sich und führten natürlich zu einem negativen Ergebnis.

Jilette sah mich an, ich ihn. Ich spürte nach wie vor die Schwäche. Es würde mir nicht einmal gelingen, nach einer meiner Waffen zu fassen, um mich zu wehren.

Dann bewegte er sich.

Wieder sehr schnell, gleichzeitig auch abgehackt. Ich rechnete schon damit, einen weiteren Treffer zu kassieren, aber diesmal ging der Koloß gnädig mit mir um. Er schlug seine Handflächen auf meine beiden Schultern und krümmte die Finger, um mich festzuhalten, weil ich sonst in die Knie gesackt wäre.

Was hatte er vor?

Er drückte seinen Schädel mit den orangefarbenen Haarbüscheln nach vorn, so daß ich den Eindruck bekam, als sollten die Haarspitzen über mein Gesicht kitzeln.

Soweit kam es nicht. Dafür geschah etwas anderes, das ich zuerst kaum glauben wollte.

Die Haare auf dem Kopf bewegten sich. Als hätte jemand mit einem unsichtbaren Kamm einen Scheitel gezogen, so legten sie sich nach links und rechts weg, so daß zwischen ihnen so etwas wie ein schmaler Graben entstand, in den ich hineinschauen konnte.

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, aber es stimmte tatsächlich. Die Kopfhaut des Mannes, der sich Jilette nannte, war schwarz und glänzte derart, als hätte man sie mit einem dünnen Ölfilm bestrichen. Hinzu kam noch das Faltenmuster. Es wirkte wie kleine Gräben, die sich plötzlich bewegten.

Dabei blieb es nicht.

Sie brachen auf.

Wie kleine Splitter wirbelten die Stücke zu verschiedenen Seiten hin weg, so daß ich in seine tiefe Furche schauen konnte, die den Schädel in der Mitte teilte.

Und dort kroch etwas hervor!

Ich war so auf den Anblick fixiert, daß ich meinen schwachen

Zustand vergaß. Um Jilette herum standen seine Helfer und hielten die Waffen auf mich gerichtet. Sie gaben keinen Kommentar ab.

Wahrscheinlich waren sie das, was nun folgte, gewöhnt, weil sie es schon öfter erlebt hatten. Was dort aus dem Kopf kroch, erinnerte mich an dunkelgraues Gewürm. Es bewegte sich zuckend, es drehte sich, es schob sich übereinander, und es quoll hoch.

Nein, kein Gewürm. Die Dunkelheit hatte mich etwas getäuscht, denn die Rocker leuchteten ihren Anführer nicht mehr an, und die weiter entfernt stehende Laterne sah aus wie ein blasser Mond.

Drei kurze Stummel schoben sich in die Höhe und verließen den Schädel des Monstrums.

Die kurzen Stummel wurden länger, ich erkannte sie und wollte es trotzdem kaum glauben.

Es waren Finger!

Widerliche schwarze Finger. Vier an der Zahl und ein Daumen - eben eine Hand!

Pechschwarz wie Teer. Dazu gespreizt, als wollte sie nach einem Gegenstand greifen.

Die Finger bewegten sich dicht vor meinem Gesicht. Ich drückte den Kopf zurück, weil ich von diesen feucht schimmernden Gegenständen nicht unbedingt berührt werden wollte.

Die Rocker lachten leise.

Sie weideten sich an meiner Überraschung, und Jilette, der gebeugt vor mir stand, drückte Kopf und Oberkörper wieder in die Höhe, um eine aufrechte Haltung einzunehmen.

Die Hand schaute noch immer aus seinem Kopf. Dadurch wirkte er noch größer, als er ohnehin schon war, außerdem viel unheimlicher.

Die Hand, der Grabstein und er mußten in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen. Über dieses Rätsel wußte ich nicht Bescheid, vielleicht würde ich es nie erfahren, denn mir fielen wieder die Worte der Rocker ein. Die Typen hatten davon gesprochen, daß ich auf einen Friedhof geschleppt werden sollte.

Daran würde sich Jilette halten!

Wieder griff er zu. Auch diesmal kam ich nicht weg. Als wäre sein Arm eine Schlange, so wand er ihn um meinen Körper, holte mich zu sich heran und preßte mich an sich.

Der Griff war sehr hart, er tat auch weh, doch über meine Lippen drang kein Wort des Schmerzes.

Jilette nahm mich hoch, als wäre ich nicht mehr als ein normales Paket. Er klemmte mich kurzerhand unter seinem Arm so fest, daß ich mit meinen geschwächten Kräften nicht entwischen konnte.

Grinsend traten die Rocker zurück, so daß ihr Boß freie Bahn hatte. Er besaß noch ein weiteres Ziel, denn er ging um den halbzerstörten Wagen herum und blieb an der Stelle stehen, wo der von ihm

geschleuderte Grabstein in die Seite gehämmert war.
Sehr langsam bückte er sich, streckte seinen Arm aus und umklammerte den Grabstein ebenso wie mich.
Es wollte mir nicht in den Sinn, aber ich sah es mit eigenen Augen. Dieses Monstrum hob den Stein mit einer ebenso spielerisch anmutenden Leichtigkeit hoch wie mich.
Er klemmte ihn unter seinen rechten Arm, während ich von seinem linken festgehalten wurde.
Mit wuchtigen Schritten ging er los, blieb aber sehr schnell wieder stehen, weil er den Rockern noch etwas mitzuteilen hatte. Er konnte reden, ich hörte ihn zum erstenmal und mußte mich konzentrieren, um seine Worte verstehen zu können. Jilette würgte sie förmlich hervor.
»Ich - habe - ihn… holt - ihr - euch - den - anderen - und - tötet - ihn.«
»Ja, das werden wir. Kommst du nachher zurück?«
»Ich - werde - kommen - und - nehme - ihn - mit.«
Bei der zweiten Antwort hatte ich mich bereits an seine Stimme gewöhnt. Jetzt konnte ich ihn auch besser verstehen und wußte natürlich sofort Bescheid.
Mit dem zweiten, der getötet werden sollte, konnte er nur eine bestimmte Person gemeint haben, wegen der ich überhaupt zu dieser Klinik gefahren war.
Abbé Bloch!
Und es wies alles darauf hin, daß Jilette und seine Bande ihren Vorsatz in die Tat umsetzen konnten.
Mir gelang es noch, einen letzten Blick auf die Rocker zu werfen. Sie verschwanden wie Phantome in der Dunkelheit und wurden von ihr regelrecht verschluckt.
Zudem hatten sie sich in Richtung Klinik orientiert, wo man ahnungslos war.
Jilette aber schleppte den Grabstein und mich in die entgegengesetzte Richtung…

***

Mein Freund und Kollege Suko gehörte zu den Menschen, die man als ausgeschlafene Bürschchen bezeichnen konnte.
Nach dem Telefonanruf seines Freundes John Sinclair war er nicht sofort losgerannt, hatte sich ans Fenster gestellt und zunächst einmal über das Gespräch nachgedacht.
Was er von John erfahren hatte, klang einerseits unglaublich, aber er kannte seinen Freund lange genug. Der hatte es beileibe nicht nötig, Märchen dieser Art zu erfinden. Wenn er diesen Bericht abgab, dann stimmte jedes Detail.

Man hatte auf ihn mit einem Grabstein geworfen. Über den Grund konnte auch Suko nur spekulieren. Eine andere Tatsache aber bereitete ihm viel größere Sorgen. Der Vorfall war dort passiert, wo sich auch die Klinik befand, in der Abbé Bloch lag. Und dieser Mann, Anführer der positiven Templer, befand sich in einer permanenten Gefahr. Suko ging davon aus, daß die andere Seite erfahren hatte, wo er sich befand. Sie würde nicht faul sein und einen Angriff starten. Wie sie dies anstellten und wie viele ihrer Diener sie aus irgendwelchen Ecken hervorholten, konnte niemand mit Sicherheit sagen.

Suko und John waren zu zweit. Aber sechs Augen sehen mehr.

Genau das war der Punkt, bei dem Suko einhakte. Er wollte seinem Freund Bill Conolly Bescheid geben. Bill würde sicherlich zur Klinik kommen und die Funktion eines Aufpassers oder Wächters übernehmen. So gut kannte der Chinese ihn.

Kurzentschlossen rief er bei den Conollys an, bekam Sheila, Bills Frau, an den Apparat, die sofort etwas ahnte.

»Grüß dich, Suko«, sagte sie fröhlich, um ihrer Stimme einen Moment später einen anderen Klang zu geben.

»Aber ich rieche Unheil. Wenn du anrufst, kann es Ärger geben. Willst du mir Bill wegholen und mich am Abend allein lassen?«

»Gib ihn mir doch erst einmal.«

»Ich will mal nicht so sein.«

Wenig später hatte Suko den Reporter an der Strippe. »Na, was gibt es denn? Ist noch ein Blatt vom Horror-Kalender übriggeblieben?« Bill sprach, als hätte er den Mund voll.

»Habe ich dich beim Essen gestört?«

»Ja.«

»Um den Kalender geht es nicht, die Sache ist vergessen.«

Bill schluckte den Bissen runter.

»Also etwas Neues.«

»Genau.«

»Raus damit!«

Den Gefallen tat ihm Suko gern.

Was er wußte, teilte er auch Bill Conolly mit.

»Sieht nicht gut aus«, meinte dieser. »Der Ansicht bin ich auch.«

»Ich soll also kommen?«

»Ja, und zwar zur Klinik. Wir treffen uns dort, wo man John angefallen hat. Es ist ein kleiner Parkplatz. Dort sehen wir weiter.«

»Vielleicht finden wir auch den Grabsteinschmeißer. Wartet einer auf den anderen?«

»Würde ich sagen.«

»Bis später dann.«

Suko verlor keine Minute mehr.

Auch er war an diesem Tag mit einem Dienstwagen unterwegs. Die Klinik lag im Londoner Nordwesten. Dorthin führte eine Straße wie ein Strich. Es war die Edgware Road, die Suko selbstverständlich auch nahm.

Dennoch dauerte es lange, bis der Inspektor die Gegend erreicht hatte. Er befand sich nicht allein auf der Straße, und voll aufdrehen konnte er auch nicht.

Die Umgebung zeigte bereits einen ländlichen Charakter. Wer hier lebte, konnte noch halbwegs gesunde Luft atmen.

Es war nicht mehr so kalt. Der Frühlingsmonat März schickte bereits einen Gruß. In den letzten Tagen hatten sich auch die grauen Schneereste verflüchtigt und damit auch so mancher mühevoll gebaute Schneemann.

Es war windig. Das Geäst der Bäume zitterte, wenn Böen dagegenfielen. Die Antennen auf den Dächern bogen sich, die Luft war wärmer geworden. Am Himmel bildeten segelnde Wolken ein wüstes Muster und verdeckten die Gestirne.

Die Klinik war nicht so groß wie ein normales Krankenhaus. Sie war auch mit Privatgeldern entstanden, besaß eine ausnehmend schöne Lage und fügte sich in einen natürlichen Gröngürtel ein, ohne direkt störend zu wirken. Straßen führten von verschiedenen Seiten an sie heran, schlugen dann Bogen um den Bau, damit sie sich an bestimmten Punkten wieder trafen. Auf den Parkplätzen, zum Beispiel.

Suko erreichte das erste Areal. Es standen dort nur wenige Wagen. So folgte er dem Hinweisschild zum nächsten Parkplatz und mußte einen schmalen, von einer Hecke beschützten Weg durchfahren, um festzustellen, daß er noch immer nicht sein Ziel erreicht hatte. Der Privatparkplatz, von dem John Sinclair gesprochen hatte, lag näher an der Klinik, deren halbrund angelegter Bau erleuchtet war und den Betrachter an eine römische Arena erinnerte, wenigstens von der Bauweise her.

Suko kurvte noch ein wenig herum, bis er endlich auf den bezeichneten Parkplatz rollte. Der war kleiner als die anderen, und an der linken Seite standen ungefähr ein Dutzend Wagen in mit Nummernschildern bemalten Parktaschen.

Den Rover entdeckte Suko an der rechten Seite. Als er in eine Kurve fuhr, strichen die Scheinwerferkegel auch über den Rover. Suko sah, daß sein Freund John nicht gelogen hatte. Der Rover sah aus, als wäre an seiner rechten Seite eine Bombe explodiert.

Nicht weit entfernt stellte Suko sein Fahrzeug ab, stieg aus und besah sich den Rover genau.

Den Grabstein fand er nicht. Nach ihm hatte er natürlich zuerst Ausschau gehalten.

Nach den ersten beiden Rundgängen blieb Suko stehen und forschte

genauer nach. Er holte seine lichtstarke Kleinlampe hervor. Stück für Stück leuchtete er den Boden ab. Die Arbeit lohnte sich. Er fand tatsächlich Spuren. Zunächst waren es nur Fußabdrücke, die ihm auffielen. Er stellte fest, daß hier mehrere Personen gestanden hatten. Bestimmt drei oder vier. Oft genug war das Gras so zerkrümelt, wie es nur sein konnte, wenn jemand es zertreten hatte.

Nur John Sinclair sah er nicht.

Suko hätte eigentlich davon ausgehen können, daß John sich mittlerweile bei dem Abbé in der Klinik befand. Da aber zögerte er. Es waren die Spuren, die ihn hatten mißtrauisch werden lassen. Nach dem Angriff hatte der Geisterjäger noch telefonieren können, da war die Falle nicht zugeschnappt.

Möglicherweise hatten die im Hintergrund lauernden Personen gewartet, bis sich John sicher fühlte, um danach zuzuschlagen.

Der Lichtteppich eines Scheinwerferpaars strich durch die Büsche. Suko hörte auch das etwas gedämpfte, aber trotzdem satt klingende Brummen eines Porsche-Motors.

Es war Bill, der das Ziel ebenfalls gefunden hatte, den Wagen neben den des Inspektors stellte, ausstieg und sich reckte. »Himmel, das war ja eine Sucherei.«

Suko erwiderte nichts. Er wartete, bis sich der Reporter den zerstörten Rover angeschaut hatte und den Kopf schüttelte. »Das ist ein Ding. Als hätte ein Riese mit der Faust draufgeschlagen.«

»Wer mit Grabsteinen wirft, braucht nicht unbedingt ein Mensch zu sein«, dachte Suko laut nach.

»Wie meinst du das? Weißt du mehr?«

»Nein, auch nicht. Erstens ist John nicht da, er wollte ja in die Klinik, aber ich habe nachgeschaut und einige Spuren festgestellt, die mir gar nicht gefallen wollen. John hatte es, wenn überhaupt, nicht mit einem Gegner zu tun, sondern mit mehreren. Es waren mindestens vier…«

»Woher weißt du denn, daß es Feinde waren?«

»Freunde bestimmt nicht.«

Der Reporter grinste schief. »Wie dem auch sei, hier können wir nichts mehr reißen. Wir sollten in die Klinik gehen und dem Abbé einen Besuch abstatten. Möglicherweise finden wir John bei ihm im Zimmer.«

»Ja, komm.«

Es war nicht mehr weit bis zum Halbrund der Klinik. Sie mußten über einen schmalen Weg gehen, wo ein unregelmäßiges Pflaster von Bruchsteinen verlegt worden war.

Die Klinik besaß einen imposanten Eingang. Man konnte ihn schon fast als Portal bezeichnen. Zur gläsernen Tür, in der sich das Licht zahlreicher im Überbau installierter Lampen spiegelte, führten vier breite Treppenstufen hoch.

Bill nickte. »Nobel, nobel«, kommentierte er.
Suko sah die Sache etwas anders. »Wenn du krank bist und vielleicht blind oder fast erblindet, wie die meisten Patienten hier, bekommst du von dem Interieur nichts mit.«
»Ist auch wieder wahr.«
Verschlossen war die Tür nicht. Außerdem befand sich in dem foyerartigen Raum dahinter eine gläserne und futuristisch wirkende Loge, in der ein Mann und eine Frau saßen. Beide trugen keine Krankenhaustracht, schauten aber auf, als Suko und Bill das Krankenhaus betraten. Ihre Trittgeräusche schluckte der Teppichboden.. Er sah ebenso edel aus wie der Stoff der gegenüberstehenden Sitzgruppe.
Der Mann verließ die Loge. Er war so groß wie Bill und schwarzhaarig. Beim Lächeln bleckte er die Zähne. »Kann ich Ihnen vielleicht helfen?«
»Ja«, übernahm Suko das Wort. »Wir suchen einen gewissen John Sinclair. Er ist in der Klinik und wird sich auch bei Ihnen angemeldet haben.«
»In welcher Abteilung liegt er?«
»Sie haben uns falsch verstanden«, erklärte Bill. »Mr. Sinclair ist als Besucher gekommen.«
»Moment, warten Sie mal.«
Der Mann verschwand in der Loge und sprach mit der Frau, die uns interessiert beobachtet hatte.
Sie wirkte durch das kurze Haar streng, auch die für ihren Typ nicht vorteilhafte Brille ließ sie nicht gerade interessanter erscheinen.
Am Kopfschütteln erkannten die beiden Freunde, daß sie hier ins Leere gegriffen hatten.
Der Mann kam wieder zurück. »Es tut mir leid, aber ein Mr. Sinclair ist als Besucher bei uns nicht eingetragen. Und weil er nicht eingetragen ist, kann er auch nicht hier gewesen sein. Sie verstehen? Zudem haben wir es nicht gern, daß so spät am Abend noch Besucher kommen.«
Suko und Bill verstanden den indirekt ausgesprochenen Rausschmiß, sie reagierten nicht darauf und blickten sich nur an. Beide nickten, und Bill meinte: »Suko, da geht etwas in die Hose.«
»Wie bitte?« mischte sich der Mann ein.
Suko stellte seine Frage. »Wie lange haben Sie eigentlich hier schon Dienst geschoben?«
Der Mann trat einen kleinen Schritt zurück. »Ich wüßte nicht, was Sie das angeht.«
»Im Prinzip nichts, aber hier sehen wir die Sache anders.« Suko holte seinen Ausweis hervor und präsentierte ihn.
»Po… Polizei…«

»Sogar Scotland Yard.«
»Tut mir leid, Mister, Sir… ähm, das kann ich nicht allein entscheiden.« Er lief wieder in die Loge und schickte die Frau heraus, die schon informiert worden war. »Ich hörte, daß Sie vom Yard kommen, meine Herren!«
»Sicher.«
»Hier werden Sie nichts finden…«
»Wir suchen unseren Kollegen«, unterbrach Bill die streng wirkende Person. »Mehr nicht.«
»Wie heißt er denn?«
Bill wiederholte alles und erntete ein Kopfschütteln. »Nein, Mister, ich sitze schon seit über drei Stunden hier. Ein Mann wie dieser Mr. Sinclair wäre mir sicherlich aufgefallen. Jeder Besucher muß durch diese Kontrolle.«
Bill nickte. »Da kann man dann wohl nichts machen.«
»Sieht ganz so aus. Es tut mir leid für Sie, Gentlemen, daß Sie den Weg umsonst gemacht haben, aber ich kann Ihnen wirklich nicht helfen, so gern ich es gewollt hätte.«
»Irrtum, Sie können uns helfen.«
»Wie denn?«
»Indem Sie uns sagen, in welch einem Zimmer wir Mr. Bloch finden«, sagte Suko. »Er sollte von unserem Kollegen John Sinclair besucht werden. Und da Mr. Sinclair nicht angekommen ist, werden wir die Aufgabe übernehmen.«
Die Frau war ein wenig unsicher geworden. »Wenn Sie meinen«, sagte sie und zog sich in die Loge zurück, um per Computer und Bildschirm die Zimmernummer abzurufen.
Suko hatte seine Stirn in Sorgenfalten gelegt und schaute sich um. »Irgendwie habe ich das Gefühl, daß auf uns noch eine lange Nacht wartet.«
»Du wirst lachen«, erwiderte der Reporter leise, »ich auch…«

***

Endlose Wüsten, schroffe Berge, tiefe Schluchten, schneebedeckte Gipfel, fast endlos erscheinende Wüsten im Süden, geheimnisvolle Städte, bunte Märkte, Leben, Trubel, aber auch Stille und endlose Strände, das alles gehörte zu Marokko, dem Land, das Dr. Spencer liebte.
Es war für ihn, der ganz Europa und halb Amerika kannte, das Reiseland der Welt. Dreimal hatte er in Marokko bereits seinen Urlaub verbracht, und er wollte wieder hinfahren. Wie schon bei den ersten drei Reisen, so bereitete er sich auch diesmal gründlich auf die schönsten Wochen des Jahres vor.
Er gehörte zu den Leuten, die Wissen über ferne Länder aufnahmen

wie ein trockener Schwamm das Wasser. Es gab kaum noch Literatur über das Land, das er nicht kannte. Er las und begann nun auch damit, sich über die Historie und die Sprache dieser anderen Welt zu informieren.

Sehr viel Freizeit haben Ärzte nicht zur Verfügung. Aber es gab da den sogenannten Bereitschaftsdienst, wo der Arzt anwesend sein mußte, wenn er gebraucht wurde.

An diesem Abend hatte Dr. Spencer Bereitschaftsdienst. Wie alle anderen Kollegen besaß auch er in der Klinik ein kleines Zimmer. Schrank, Tisch, Bett und zwei Stühle gehörten zur Standardeinrichtung. In einem winzigen Nebenraum waren die Dusche und die Toilette installiert.

Wenn er las, lag er am liebsten im Bett und hatte nur die am Kopfende stehende Leselampe eingeschaltet, deren fächerförmiges Licht auf die Buchseiten fiel.

Neben dem Bett stand der kleine Beistelltisch mit dem Telefon und dem Mineralwasser.

Es war ruhig in der Klinik, auch im Zimmer durchbrach nur hin und wieder das Atmen des liegenden Mannes die Stille oder das Geräusch einer umblätternden Seite.

Er las und strich gleichzeitig an. Wichtige Daten und historische Stätten, die er noch nicht gesehen hatte und auf seiner vierten Reise besuchen wollte.

Dr. Spencer war ein Mensch, der abschalten konnte. Wenn er sich einmal mit seinem Hobby beschäftigte, vergaß er seinen Job und auch die Probleme der Kranken.

Das war normalerweise der Fall, an diesem Abend jedoch wollte ihm das nicht so recht gelingen.

Seine innerliche Uhr störte ihn, denn sie war wie ein Wecker aufgezogen worden.

Schuld daran trug dieser Mr. Bloch.

Er hatte den Arzt durch seine Worte beunruhigt. Mit einer fast glaubhaften Sicherheit hatte dieser Mann von einer drohenden Gefahr gesprochen, die sich über dem Krankenhaus zusammenballte.

Eine schwarze Wolke, eine Ahnung, eine Andeutung.

Der Arzt war Realist. Von Spinnereien dieser Art hatte er nie etwas gehalten, aber Mr. Bloch hatte so eindringlich darüber geredet, daß dies nicht spurlos an ihm vorübergegangen war.

Überhaupt war dieser Mensch äußerst seltsam. Allein seine Anreise unter Bewachung erweckte Aufmerksamkeit. Bei dem Patienten handelte es sich um keinen Gangster oder Verbrecher. Was der Mann aus Frankreich genau war und mit welchen Dingen er sich beschäftigte, das hatte Dr. Spencer auch von den ihn begleitenden Polizisten nicht erfahren können.

Er richtete sich auf, griff zum Glas, sah, daß es leer war und schenkte Mineralwasser nach. Der Arzt trank in langsamen Schlucken. Er mochte die Heizungsluft im Zimmer nicht. Sie trocknete seine Kehle aus, und er wartete förmlich auf die wärmere Jahreszeit, wo man die Heizung abstellen konnte.

Das Telefon war schweigsam geblieben. Auch Mr. Bloch hatte nicht mehr nach ihm verlangt, aber Dr. Spencer nahm sich vor, noch nach ihm zu schauen. Er wollte sicher sein, daß der Mann schlief.

Wie es aussah, konnte selbst er als Arzt nichts sagen. Die Operationen waren durchgeführt worden.

Das Team der Spezialisten hatte sein Möglichstes getan, nun mußte sich herausstellen, ob diese gereicht hatte.

Dr. Spencer war nicht sehr optimistisch. Die Verletzungen waren einfach zu schlimm gewesen.

Er trank das Glas leer, schaute auf seine Uhr und fand es für einen Rundgang noch zu früh. Wieder legte er sich hin. Automatisch griff er dabei zu seinem Buch.

Daß die Tür leise geöffnet wurde, merkte er erst, als ihn vom Gang her ein kühlerer Luftzug streifte.

Der war wie eine Warnung, und er schnellte in die Höhe.

Im gleichen Augenblick fiel die Tür zu.

Dr. Spencer erstarrte, als er die Person erblickte, die vor der Tür stehengeblieben war und ihn anglotzte, wobei der Eindringling noch impertinent grinste.

Langsam drehte sich Spencer um. Er wollte aufstehen, aber der andere schüttelte nur den Kopf.

»Bleib ruhig sitzen, Doktorchen.«

Spencer hatte sich wieder gefangen. Er spürte Schweiß auf seinem Gesicht und Kälte am Rücken.

»Wer sind Sie?« fragte er leise.

»Du kannst mich Ricky nennen.«

Spencer nickte. »Und was wollen Sie hier?«

»Eine Auskunft.«

Dr. Spencer zeigte keine Angst. »Da haben Sie sich den Falschen ausgesucht. Auskünfte werden am Empfang gegeben. Ich bin nur für einen bestimmten Bereich verantwortlich.«

»Das glaube ich nicht.«

Ricky hatte dies mit einer Sicherheit erklärt, die den Arzt stutzig werden ließ. Zudem spürte er die Aura der Gewalt, die ihm entgegenströmte. Dieser Ricky war ein Rocker, trug schwarze Lederkleidung und einen sehr breiten Nietengürtel, an dem Waffen hingen.

Unter der Jacke schaute ein besonders langer Lauf hervor. Er gehörte zu einer abgesägten Schrotflinte, die in einer Spezialschlaufe befestigt

worden war. Aber auch einen glänzenden Schlagring und einen Totschläger besaß der Rocker.

Sein schwarzes Haar glänzte pomadig. Es war glatt nach hinten gekämmt worden, aber nicht gescheitelt. So ähnlich hatten es die Gigolos in den frühen Zwanzigern getragen. Das Gesicht des Rockers wirkte knochig, die Nase saß schief. Ein ›Andenken‹ an einen Kampf.

»Was wollen Sie?« Spencer ärgerte sich, daß seine Stimme zitterte.

»Eine Auskunft, das sagte ich doch.«

»Und ich sagte Ihnen, an wen Sie sich zu wenden haben. Außerdem - wie sind Sie überhaupt in das Krankenhaus hereingekommen?«

Der Rocker grinste noch breiter. »Doktorchen, für mich gibt es doch keine Hindernisse, das solltest du wissen.«

»Schon, aber jetzt verschwinden Sie wieder auf dem normalen Weg, sonst muß ich Sie entfernen lassen.« Der Arzt legte seine Hand demonstrativ auf den Telefonhörer.

Das hätte er nicht tun sollen. Ricky wurde plötzlich schnell. Bevor Spencer sich noch wehren konnte, sah er einen schmalen Schatten herabsausen, der seinen linken Handrücken traf, so daß Spencer vor Schmerz aufschrie.

Er ließ den Hörer los und hoffte, daß nichts gebrochen war.

Ricky war zurückgetreten. Er hatte mit dem Totschläger zugeschlagen. Lässig schwang er ihn durch die Luft.

»Ich gebe hier den Ton an.«

Spencer lehnte sich zurück. In seiner linken Hand brannte es. Er atmete, durch den offenen Mund, aber geschlagen gab er sich noch nicht. »Das schaffen Sie nicht, verdammt, nicht Sie!«

»Abwarten, Doktorchen. Bist du nun bereit, mir eine Auskunft zu geben?«

»Ich weiß nichts.«

Ricky trat den Beistelltisch so wuchtig zur Seite, daß dieser quer durch den Raum flog und gegen die Wand krachte. »Ich lasse mich nicht mehr verarschen, Weißkittel«, flüsterte er und ging auf den Arzt zu, der sich mit dem Rücken gegen die Wand preßte. Sein Blick auf den Totschläger gerichtet, den Ricky wippen ließ. »Hast du es gehört, Doktorchen? Keine Verarschung mehr.«

Er blieb so dicht vor Dr. Spencer stehen, daß er diesen fast berührte. »Was wollen Sie wissen?«

»Wo er liegt, dieser Bloch? Abbé Bloch nennt man ihn.«

Nach der Frage wurde der Arzt noch blasser. Ihm fielen wieder die Worte des Kranken ein, der davon gesprochen hatte, daß sich eine Gefahr zusammenballte. Und verdammt noch mal, er hatte nicht gelogen. Die Gefahr war tatsächlich vorhanden. Aus dieser Wolke hatte sie sich in einen Felsen umgewandelt, der über dem Kopf des Arztes schwebte und ihn erschlagen konnte.

»Na, Doktorchen, kommt die Erinnerung?«
»Was… was wollen Sie von ihm?«
»Das ist meine Sache.«
Dr. Spencer war es gewohnt, einen Patienten zu verteidigen. Das tat er auch jetzt. »Sie… Sie können das nicht machen, Mister. Abbé Bloch ist krank. Er braucht seine Ruhe. Er hat eine schwere Operation hinter sich. Ich kann es nicht zulassen, daß…« Er schrie auf, denn der Rocker hatte abermals zugeschlagen und diesmal die Schulter des Mannes erwischt.
»Keine dummen Reden, Doktorchen, sonst werde ich richtig böse. Und wenn Ricky böse wird, dreht er durch. Da bleiben zumeist Tote zurück, wenn du verstehst.«
Der Arzt konnte nicht mehr antworten. Schmerz durchwühlte seine Schulter, und er mußte zuschauen, wie Ricky mit dem nächsten Schlag das Telefon zertrümmerte. Die Kunststoffteile flogen in alle Richtungen. Er trat sogar noch in einem Anfall von Wut mit den Stiefelabsätzen auf die Reste.
Spencer atmete schwer. Von Ricky wurde er in Ruhe gelassen. Der kannte seine Hiebe und wußte genau, wie lange jemand brauchte, um sich zu erholen.
Lässig schritt der Rocker durch den Raum. Er hatte bei seiner heftigen Attacke auch das Buch zu Boden geschleudert. Es lag auf dem Teppich.
»Marokko«, las er vom Deckel ab und lachte dabei leise. »Du willst also nach Marokko fahren. Das ist natürlich so eine Sache. Ich glaube kaum, daß dir das gelingen wird, wenn du dich weiterhin so dumm anstellst und mir nichts sagst.«
Spencer gab noch immer nicht auf. »Ich… ich bin nicht befugt, Ihnen Auskünfte zu geben.«
Abrupt blieb der Rocker stehen. Er sagte nichts, er handelte nur. Den Totschläger ließ er wieder verschwinden. Dafür holte er aus seinem Gürtel den metallenen Schlagring, den er lässig über seine Rechte streifte. Es war eine widerliche Waffe. Und damit schlug Ricky zu.
Es war ein mörderischer Hieb. Dr. Spencer kam nicht einmal dazu, einen Schrei auszustoßen. Er rechnete mit dem Schlimmsten und wunderte sich zwei Sekunden später, daß er noch lebte und auch keine neuen Schmerzen mehr spürte.
Ricky hatte neben den Arzt geschlagen. Dabei war seine Hand mit dem Schlagring bis zum Gelenk in die Matratze gedrungen und steckte dort fest wie ein Pfahl.
»Der nächste sitzt im Zentrum, Doktorchen«, erklärte der Rocker. Er zog seine Hand mit einem kräftigen Ruck wieder hervor. Sie war begleitet von der Füllung und von den Stoffetzen des Bettuchs.
»Die Zimmernummer!«

Dr. Spencers Widerstand war zusammengebrochen. »Er liegt in Zimmer 70«, hauchte er und fügte ein »Seien Sie verdammt!« hinzu.

»Na, wunderbar. Warum nicht gleich so? Du hättest dir einiges ersparen können.«

»Ich weiß.«

Ricky war noch nicht fertig. Er baute sich breitbeinig und drohend vor dem Arzt auf. »Und noch eines, Weißkittel. Solltest du mich belogen haben, komme ich zurück. Dann ergeht es dir dreckig, das kann ich dir versprechen.«

»Ich… ich weiß…«

Der Rocker schaute sich um. »Du hast aber eine miese Bude hier. Tolle Klinik und beschissene Zimmer. Nun ja…«

Durch seine Rederei hatte er Spencer abgelenkt. Nichts anderes wollte er. Er fuhr blitzschnell herum, zog dabei mit der freien Hand den Totschläger und ließ ihn schräg nach unten sausen.

Er traf genau.

Spencer hatte das Gefühl, als würde sein Kopf explodieren. Die Umgebung nahm er kaum noch wahr. Er tauchte ein in eine schreckliche Dunkelheit.

Wie ein künstlicher Mensch, der den Halt verloren hatte, kippte Dr. Spencer zur Seite und blieb auf seinem Bett liegen. An der Stirn zeichnete sich die Platzwunde ab. Ein dunkelroter Blutfaden rann aus der Wunde und sickerte auf das Laken, wo es einen roten Fleck hinterließ.

Über Rickys Mund glitt ein Grinsen. Er schaute auf seinen Totschläger, fand ihn beschmutzt und reinigte ihn, bevor er ihn wieder verschwinden ließ.

Vorsichtig öffnete er die Tür, schaute in den Gang und verließ das Zimmer.

Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, als eine andere geöffnet wurde. Sie lag versteckt in einer kleinen Nische und war der Zugang zu einer Wäschekammer.

Ein zweiter Rocker trat heraus.

Er hieß Bronson. Sie nannten ihn nur so. Seinen richtigen Namen kannte niemand. Bronson trug ebenfalls Lederzeug. Auf seine breiten Schultern war er besonders stolz, nicht aber auf seinen Intelligenzquotienten. Der war ziemlich niedrig. Seine Haare hatte er bis auf einen Streifen abrasiert. Er lag auf seinem Schädel wie ein Stück Fell, das schwarz schimmerte. Das Gesicht wirkte zusammengedrückt. Trotz der Jugend zeigte es bereits zahlreiche Falten. Die ausgepolsterten Schultern der Jacke ließen Bronsons Kreuz noch breiter aussehen. Er war der typische Schläger, der auch Mauern durchbrach, wenn es sein mußte.

»Hat lange gedauert, Ricky.«

»Spencer wollte nicht.«
»Aber du, wie?«
»Logo.«
Bronson rieb seine breiten, schwieligen und kantig wirkenden Hände. »Schade, ich hätte dich gern unterstützt.«
»Kann ich mir vorstellen.«
»Ist er denn hinüber?«
»Glaube ich nicht. Ich hoffe nur, daß mich der Typ nicht angelogen hat. Zimmer 70.«
»Hast du ihm denn versprochen, daß du zurückkommst, wenn er uns verarscht hat?«
»Sicher.«
Bronsons fischkalte Augen bekamen so etwas wie einen warmen Glanz. »Nein, Ricky, du nicht. Ich gehe dann.«
»Meinetwegen…«

***

Der Mordengel von London trug mich davon wie ein Stück Holz, und er hatte mich dabei so eingeklemmt, daß ich nicht an meine Waffen herankam. Sein Arm wirkte wie eine harte Fessel, aus der ich mich nicht befreien konnte.

Hindernisse gab es für ihn nicht. Er stampfte mit mir durch die Landschaft, und kümmerte sich dabei nicht um Widerstände. Wenn sie auftauchten, durchbrach er sie kurzerhand. So trat er Büsche einfach nieder, trampelte durch Blumenstauden und stampfte über einen weichen Boden, der seine Fußabdrücke hinterließ.

Mir gingen die Worte nicht aus dem Kopf. Jilette wollte mich zu einem Friedhof schaffen. Wahrscheinlich war er von dort gekommen, möglicherweise sah ich sogar sein offenes Grab, aus dem er gestiegen war, denn ich konnte mir gut vorstellen, es bei ihm mit einem Zombie zu tun zu haben, mit einem lebenden Toten also.

Und noch ein schauriges Geheimnis umgab ihn. Ich hatte gesehen, wie sich sein Schädel öffnete und die schwarze Hand aus dem Kopf gestiegen kam. Eine widerliche Klaue, die nach mir greifen wollte, es aber dann nicht getan hatte.

Das ließ darauf schließen, daß möglicherweise in diesem gewaltigen Körper noch ein anderer steckte.

Für mich war dies eine schaurige Vorstellung, aber ich wunderte mich inzwischen über nichts mehr.

Sobald ich mich zu stark bewegte und dabei versuchte, den Griff zu lockern, drückte er mich wieder fester an sich. Wir befanden uns noch auf dem Gelände der Klinik, hatten aber wenig später die Grenze erreicht, durchbrachen noch einmal einen Buschgürtel, wobei harte Zeige in mein Gesicht schlugen, und standen schließlich vor einer

Straße, die wie ein graues Lineal in die Finsternis hineinführte.

Auch Jilette blieb stehen. Er starrte über die Fahrbahn hinweg, als gäbe es auf der anderen Seite etwas Besonderes zu sehen. Dadurch konzentrierte er sich nicht mehr so stark auf mich, und ich wollte diese Gelegenheit nutzen.

Das rechte Bein winkelte ich an und trat zu.

Ich traf ihn voll an der Hüfte, und es trat das ein, womit ich nicht gerechnet hatte.

Er ließ mich los.

Wie ein Brett knallte ich auf den Boden. Mit Glück und dem linken Ellbogen hatte ich gerade noch mein Gesicht schützen können.

Wie ein Stehaufmännchen kam ich in dem Augenblick hoch, als sich Jilette drehte - und zuschlug.

Riesig erschien die Faust vor meinem Gesicht. In Bruchteilen von Sekunden durchzuckte mich eine fürchterliche Angst. Ich warf mich nach hinten und wurde dennoch erwischt. Zwar nicht voll, aber es reichte, um mich in den Buschgürtel zu schleudern, den wir zuletzt durchquert hatten.

Ich hörte noch das Brechen unter mir und hatte das Gefühl, mit dem Kopf in einer Eisenklammer zu stecken.

Hätte mich der Hieb voll erwischt, wäre ich zumindest im Reich der Träume gelandet. So war ich

›nur‹ groggy, konnte noch sehen und erkannte, wie sich Jilette mir näherte. Er kam mir vor wie ein gewaltiger Riese, der von einer Seite zur anderen schwankte und dabei noch zerlief.

Ich hütete mich vor einer falschen Bewegung. Vielleicht hätte ich ihn mit meinem Kreuz stoppen können, nur wäre ich viel zu langsam gewesen, und mit einem Tritt seiner großen Füße hätte mich der Unhold auch in die Erde stampfen können.

Ich rührte mich nicht, versuchte, den Bewußtlosen zu spielen, und hoffte, daß mir Jilette dies abnahm.

Er blieb vor mir stehen, beugte sich herab, so daß ich auch auf seinen Schädel schauen konnte, dessen obere Seite wieder geschlossen war. Das gefärbte Haar wuchs nach wie vor dicht wie ein Grasbüschel.

Merkte er etwas, oder konnte ich ihn täuschen?

Nein, er merkte nichts. Mit seinen gewaltigen Händen packte er zu und hob mich an. Erst als er mich wieder eingeklemmt hatte, nahm er den Grabstein auf und ging weiter.

Wohin wir liefen, bekam ich nicht mehr richtig mit. Jedenfalls überquerten wir die Straße. Jede Bewegung, jeden Tritt spürte ich in meinem Kopf, als hätte dort ein Hammer angeschlagen. Beim Atemholen schmerzten meine Lungen, hin und wieder drehte sich alles vor meinen Augen, und es gab sogar Phasen, in denen ich überhaupt nichts mehr mitbekam.

Wieviel Zeit verstrich, wußte ich ebenfalls nicht. Wir gingen in die Dunkelheit hinein. Ich dachte des öfteren an den Friedhof, von dem gesprochen worden war, und überlegte, ob sich in der Nähe überhaupt einer befand.

Es fiel mir unsagbar schwer, die Gedanken zu ordnen, deshalb kam ich auch zu keinem Ergebnis.

Jilette aber ließ nicht locker. Er ging stur seinen Weg und erreichte auch sein Ziel.

Dort ließ er mich wieder fallen, wahrscheinlich auf einen Rasen. Ich blieb liegen und wollte mich erst einmal erholen.

Von Jilette sah ich nichts mehr. Nicht einmal sein Schatten fiel über mich. War er verschwunden?

Diese Frage gab mir irgendwie Mut und auch etwas von der alten Kraft zurück. Ich winkelte meine Arme an und sah, daß meine Handflächen durch Gras streiften.

Die gespreizten Hände benutzte ich als Stütze, um wieder auf die Beine zu kommen.

Zunächst einmal blieb ich in einer knienden Haltung, hielt den Kopf gesenkt und holte einige Male tief Luft, um den Schwindel zu unterdrücken.

Er hatte mich gepackt wie ein Windstoß und hätte mich fast noch umgeworfen. So blieb ich zitternd knien und schwankte dabei von einer Seite auf die andere.

Jilette kehrte noch nicht zurück. Ich hörte ihn auch nicht Er mußte sich seiner Sache verdammt sicher sein, und das konnte nur einen Vorteil für mich bedeuten.

Ich schwitzte wie im Sommer. Dabei war es windig und kühl. Die Luft fuhr gegen mein Gesicht, als hätte sie kein anderes Ziel. Sie roch nach Feuchtigkeit und Erde - eigentlich winterlich und auch völlig normal.

Wie jemand, der erst noch das Laufen lernen muß, stand ich auf. Es geschah roboterhaft und war auch immer wieder von kleinen Pausen unterbrochen, die ich einfach brauchte.

Irgendwann aber stand ich auf meinen beiden Füßen - und hielt mich auch, trotz der Schwäche.

Leider strahlten in der Nähe keine Laternen. Eine Orientierung war so gut wie unmöglich, ich schaute nur in die dunkle Gegend und Umgebung hinein. Einen Friedhof entdeckte ich nicht. Es war auch einfach zu dunkel. Der Wind trieb die dicken Wolken aus Westen heran, aber er schaffte sie leider nicht fort. Die bedeckten den Himmel auch weiterhin, so daß die Gestirne nicht zu sehen waren.

Ich versuchte die ersten Schritte. Meine Beine konnte ich gut bewegen, nur im Kopf tobten sich noch immer einige Zwerge aus, die unbedingt etwas hineinhämmern wollten.

Aber jetzt stand ich wenigstens auf den Beinen und war frei. Ich holte meine Beretta hervor. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen. Für einen Zombie der untersten Stufe reichten sie. Wie es sich allerdings mit Jilette verhielt, wußte ich nicht. Falls er zur Kategorie der lebenden Toten zählte, stand er in der Hierarchie sicherlich ganz oben, denn er war innerlich verändert.

Die Beretta hielt ich fest in der rechten Hand. Mit der linken faßte ich hinter meinen Kopf und fühlte nach der schmalen Silberkette am Hals, an der auch mein Kreuz hing.

Um es schnell einsetzen zu können, wollte ich es nicht erst hervorziehen müssen. Das tat ich jetzt schon und steckte es in meine Jackentasche. Dort war es gut greifbar.

Die Gegend war ziemlich einsam. Ich schaute über die Buschgrenzen hinweg und erkannte weiter entfernt eine Lichterkette. Dort befand sich möglicherweise eine U-Bahn-Station oder eine Siedlung. Für einen Fußmarsch ziemlich weit weg, doch mir blieb nichts anderes übrig.

Stand ich tatsächlich auf einem Friedhof?

Wenn ja, mußte man ihn irgendwann eingeebnet haben, doch Grabsteine entdeckte ich nicht. Auch keine Kreuze oder andere Dinge, die zu einem Friedhof gehörten. Nur eben dieses brettflache, buschbewachsene Gelände, über dem die Dunkelheit wie ein Tuch lag.

Ich orientierte mich an Hand der Lichter. In der Finsternis ist es schwer, Entfernungen zu schätzen.

Die Lichter konnten zwei Meilen, aber auch nur die Hälfte davon entfernt sein, jedenfalls würde ich für die Strecke verdammt lange benötigen.

Und Jilette ließ sich noch immer nicht blicken. Ich wollte nicht daran glauben, daß er sich nur versteckt hielt oder einfach verschwunden war, denn er hatte etwas vor.

Schon nach den ersten unsicheren Schritten stellte ich fest, wie uneben der Boden war. Kleine Hügel wuchsen wie runde Köpfe in die Höhe, auch das Gegenteil davon war vorhanden, denn ich entdeckte die Querrillen ebenso wie die kleinen Senken.

Wenn der Wind besonders stark wehte, geriet das Buschwerk in Bewegung. Es produzierte noch mehr Schatten und schien mir zuzuwinken.

Grüße aber schickte eine andere Person.

Jilette hatte mich die Zeit über beobachtet und geduckt hinter der natürlichen Deckung gelauert. Er ließ mich zunächst herankommen und schickte den mörderischen Gruß in Form seiner verdammten Kette.

Sie jagte von der rechten Seite heran, war so schnell bei mir, daß ich nicht mehr reagieren konnte und sich die Kette wie ein Gewinde um mein Handgelenk wickelte.

Sofort danach wurde sie angezogen und auch festgehalten. Den plötzlichen Ruck und den anschließenden Schmerz konnte ich nicht mehr ausgleichen. Ich hatte den Eindruck, als wäre meine Hand abgetrennt worden. Die Beretta konnte ich nicht mehr halten, die Finger schienen in Feuer getaucht worden zu sein. So fiel sie mir aus der Hand.

Aufgeben wollte ich trotzdem nicht. Das Kreuz steckte in der linken Seitentasche, die entsprechende Hand konnte ich noch bewegen, doch Jilette war raffinierter.

Diesmal jagte keine Kette auf mich zu, dafür eine Schlinge. Man konnte schon Lasso sagen. Sie war so schnell, daß ich den Kopf nicht rechtzeitig zur Seite bekam. So sank sie schattenhaft über meinen Schädel und wurde, als sie die Brust erreicht hatte, ruckartig zugezogen.

Jetzt hing ich fest!

Der nächste Ruck riß mich von den Beinen, und das Lasso preßte mir beide Arme fest gegen den Körper.

Ich war in einer feuchten Senke gelandet, genau auf meiner Beretta. Blitzschnell steckte ich die nasse Waffe ein. Wieder nahm Jilette keine Rücksicht auf mich. Er riß mich hoch, ging seinen Weg, sogar schneller als zuvor, und zerrte mich hinter sich her.

Auf Unebenheiten im Boden nahm er keine Rücksicht. Es war ihm egal, wie es mir ging, für ihn war ich sicherlich schon ein toter Mann. Da die Arme fest gegen meinen Körper gepreßt wurden, gelang es mir auch nicht, das Gesicht mit den Händen zu schützen. Wenn ich zu dicht an irgendwelchen Büschen vorbeigezerrt wurde, hakten sich manchmal dornige Zweige in meinen Haaren fest, als wollten sie diese büschelweise ausreißen.

War dies tatsächlich schon der Friedhof, von dem gesprochen worden war? Grabsteine oder Gräber entdeckte ich auch weiterhin nicht. Manchmal prallte ich gegen Hindernisse, blieb auch nicht immer auf dem Rücken liegen, sondern schaukelte von einer Seite auf die andere, aber ich rollte mich zum Glück nie auf den Bauch.

Irgendwann war das Ziel erreicht. Es lag etwas freier, auf einem Rasenstück, über das der Wind wehte. Er strich durch mein feuchtes Gesicht, trocknete es aber nicht.

Jilette war stehengeblieben. Hand über Hand zog er mich zu sich heran. Erst als ich dicht vor seinen Füßen zur Ruhe kam, bückte er sich und stellte mich auf die Beine.

Mit einer Hand holte er mich hoch. Sein Gesicht bewegte sich dabei derart, daß man den Eindruck haben konnte, seine Haut bestünde aus einer Gummimasse.

Er starrte mich an.

Es war ein kalter, grausamer, böser Blick. Ohne Gefühl und trotzdem

voller Haß. So widersprüchlich wie die gesamte Gestalt, aus deren Schädel eine Hand wachsen konnte.

Jilette drückte mich zurück, bis ich Widerstand an meinem Rücken spürte. Es war ein Gitter, das fand ich heraus. Auch links und rechts von mir bildeten die Stangen eine gerade Reihe. Das Monstrum hatte mich vor ein Gitter gestoßen.

Und es hielt mich fest.

Sein Arm war ausgestreckt. Die Hand lag wie eine Platte auf meiner Brust, so daß ich mich nicht wehren konnte. Ich war verschmiert, verdreckt, die Kleidung hatte sich mit Feuchtigkeit vollgesaugt, das alles war nebensächlich. Für mich zählte nur dieser verfluchte Jilette und das, was er mit mir vorhatte.

Noch immer umschnürte das Lasso meinen Körper so eng, daß ich bald einen Blutstau in den Armen bekommen würde, wenn er die Fesselung nicht löste.

Jilette dachte nicht daran. Er veränderte die Haltung seiner Hand ein wenig und preßte die Fläche hart unter mein Kinn. Die Stelle begann zu schmerzen. Ich rechnete mit einem Würgegriff, doch er hob mich einfach hoch.

Himmel, hatte dieses Monstrum Kraft! An den Stangen glitt ich nach oben, erreichte ihr Ende, Jilette hob meine Beine an, damit ich in eine waagerechte Haltung geriet, und Sekunden später nur bekam ich das Übergewicht.

Der Schrei löste sich automatisch von meinen Lippen. Kurz vor dem Aufprall, der mich von den Zehen bis in die Haarspitzen durchschüttelte. Lange würde ich das nicht mehr ohne Verletzungen überstehen.

Groggy blieb ich liegen.

Und Jilette dachte nicht daran, das verdammte Lasso zu lockern. Ich lag so günstig, daß ich erkennen konnte, wie er sich in Bewegung setzte und um das Gitter herumschritt.

Das umzäunte Gittergelände bildete ein großes Viereck. Es stand wie eine Insel inmitten des Geländes. Über den Sinn und Zweck konnte ich bisher nur spekulieren. Wichtig war Jilette und das, was er vorhatte.

Als er die Gitter fast einmal umrundet hatte, blieb er stehen und knotete das Lasso an einem der Stäbe so hart fest, daß es sich fast wie ein Stahlseil spannte.

Obwohl er es jetzt nicht mehr in der Hand hielt, bekam ich nicht mehr Bewegungsfreiheit.

Unbeweglich blieb ich liegen. Der Wind fuhr über meinen Körper hinweg, er trug auch das Geräusch der stampfenden Schritte an meine Ohren, und ich merkte, daß über mich ein Schatten gefallen war. Sehr vorsichtig hob ich den Kopf.

Trotz der Dunkelheit erkannte ich, wer diesen ungewöhnlichen

Schatten produzierte.

Es war der Grabstein, den Jilette gegen meinen Leih-Rover geschleudert und später mitgenommen hatte. Nun stand er in der Erde, als hätte ihn jemand hineingerammt.

Wahrscheinlich war das auch der Fall gewesen. Bei Jilettes Kräften konnte ich davon ausgehen.

Dann kletterte er selbst über den Zaun. Er tat dies mit geschmeidigen Bewegungen und sprang an der Innenseite zu Boden. Federleicht wirkend kam er auf.

Ein Grabstein, ein umzäuntes Gelände, mir war eigentlich alles klar. Das mußte dieser Friedhof sein, von dem die Rocker gesprochen hatten. Ein Mini-Totenacker mit nur einem Grab darauf, das aber etwas Besonderes sein mußte, sonst hätte man mich nicht herbeigeschleift.

Ich war gespannt, was Jilette vorhatte. Gleichzeitig überkam mich die Furcht. Eigentlich konnte er nur die Aufgabe haben, mich zu töten. Er stampfte durch das Gelände, geriet manchmal sehr nahe an mich heran, berührte mich aber nicht. Dafür hielt er den Blick gesenkt und suchte den Boden ab.

Was er finden wollte, wußte ich auch nicht. Wurde aber sehr schnell schlauer, denn er fand den Gegenstand tatsächlich. Nur war dieser ziemlich gut versteckt gewesen.

Als er ihn hochhob und mit zwei Fingern hielt, damit ich ihn auch erkennen konnte, wollte ich es zunächst nicht glauben, aber es stimmte, Jilette hielt einen Recorder in der Hand, der auf Batteriebetrieb umgestellt worden war.

Ich sah sogar die vorstehenden Drucktasten, und Jilette wußte auch, wie er sie zu betätigen hatte.

Auf eine legte er seinen Finger. Gleichzeitig ging er in die Hocke und setzte sich dann im Schneidersitz vor mich hin. Hinter mir wuchs der Grabstein hoch, vor mir saß dieses Monstrum, ich lag zwischen beiden. Eine ungewöhnliche Konstellation, aber sie mußte einen Sinn haben.

Ich schaute auf die Bandspulen. Sie drehten sich bereits, und wenig später hörte ich eine etwas verzerrt klingende Stimme, die mir trotz aller Nebengeräusche bekannt vorkam.

Sie gehörte einem gefährlichen Gegner und Todfeind.

Vincent van Akkeren.

Er begrüßte mich mit den Worten: »Willkommen im Vorhof des Todes, John Sinclair…«

***

Suko und Bill wußten die Nummer des Zimmers, in dem Abbé Bloch seine Verletzung auskurieren sollte.

Dennoch fuhren sie nicht sofort hoch. Von den beiden Personen in der Loge unbeobachtet, hatten sie sich in eine Nische zurückgezogen, wo sie sich berieten.

»Wenn John nicht bei dem Abbé ist, hat man ihn entführt«, sagte Bill. »Einverstanden?«

»Ja.«

»Fragt sich nur, wer dahinter steckt.«

»Van Akkeren, die Templer, Baphometh. Soll ich dir noch mehr aufzählen, alter Junge?«

»Das brauchst du nicht.« Bill schaute sich um und hob die Schultern, als wäre eine Gänsehaut über seinen Rücken gelaufen. »Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, Suko, daß wir schon zu spät gekommen sind.«

»Wie meinst du das?«

Bill breitete die Arme aus. »Irgendwie kommt es mir vor, als hätten unsere bisher noch unbekannten Feinde das Krankenhaus schon besetzt. Sie sind schon eingedrungen, verstehst du?«

»Ja, das kann ich nachfühlen.«

»Aber wir sehen sie nicht.«

»John hat auch nicht viel sagen können. Er sprach nur davon, daß jemand einen Grabstein nach ihm geworfen hatte.« Suko räusperte sich. »Wenn du tatsächlich dieser Meinung bist, sollten wir unseren Patienten nicht zu lange warten lassen.«

»Okay, einverstanden.«

Nicht weit entfernt lagen die Aufzüge, aber John und Suko wollten lieber die Treppe benutzen. Das Treppenhaus war taghell erleuchtet. Auf den Stufen lag kein Schmutz. Bilder verzierten die Wände.

Sie nahmen dem Flur die kalte Nüchternheit.

In der dritten Etage mußten sie sich orientieren. Vor ihnen teilte sich der Gang in zwei Richtungen.

Auf die Wände waren Pfeile gemalt, und über ihnen standen die Nummern der einzelnen Zimmer.

Um ihr Ziel zu erreichen, mußten sie sich nach rechts wenden. Der Gang war mit einem grünbeigen Teppichboden ausgelegt und auch nicht so hoch wie in normalen Krankenhäusern. In dieser Klinik bekam man eher das Gefühl, sich in einem Hotel zu befinden.

Ein junger Arzt kam ihnen entgegen, sah die beiden Männer und blieb stehen. »Möchten Sie irgendwo hin?« erkundigte er sich freundlich.

»Ja, wir müssen noch einen Krankenbesuch machen«, sagte Bill. »Zimmer 70.«

»Zu Mr. Bloch?«

»Ist etwas mit ihm?«

»Nein, nein, er ist nur noch nicht ganz auf dem Damm, Sie

verstehen? Er braucht Ruhe.«

»Haben Sie ihn operiert?« fragte Suko.

»Ich assistierte.«

»Können Sie etwas sagen?«

Der Arzt schüttelte betrübt den Kopf. »Leider noch nichts, überhaupt nichts. Es war keine einfache Operation. Wir werden das Ergebnis abwarten müssen.«

»Und wann bekommen Sie das?«

»Ich denke, morgen abend wagen wir den ersten Versuch. Aber das muß Dr. Spencer entscheiden.«

»Können wir ihn sprechen?« Bill blieb am Ball, da er sah, daß der Arzt gehen wollte.

»Ist es sehr dringend? Wissen Sie, Dr. Spencer hat Bereitschaftsdienst. Ihn zu stören, wäre nicht gut. Er kann jeden Augenblick abgerufen werden.«

»Ja, das ist uns klar. Auf jeden Fall bedanken wir uns recht herzlich bei Ihnen.«

»Keine Ursache.«

Bill runzelte die Stirn. »Noch kein Ergebnis«, sagte er, als der Arzt verschwunden war. »Was ist deine Meinung, Suko?«

»Es scheint nicht gut auszusehen.«

Bill ballte die Hände zu Fäusten. »Hoffen wir das Beste.«

»Okay, dann geh auch.«

Bis zur Zimmernummer 70 waren es nur einige Schritte. Bill klopfte dreimal an die Tür, wartete keine Antwort ab und öffnete, bevor er sich leise über die Schwelle schob.

Im Zimmer brannte eine Lampe. Sie verbreitete einen nur matten Schein, der über das Bett und den darin liegenden Abbé Bloch fiel.

Der Templer sah schlimm aus. Sogar Suko erschrak, als er den Verband sah, der die obere Hälfte des Kopfes bis zur Nasenspitze bedeckte, so daß der Mund und die Nasenlöcher freilagen, damit der Patient auch atmen konnte.

Suko schloß leise die Tür. Er und Bill hatten damit gerechnet, einen Schlafenden vorzufinden. Sie täuschten sich, denn der Abbé begann zu sprechen.

»Ihr seid zu zweit. Ich höre es an den Schritten. Kommt ruhig näher, Freunde.«

Bill lachte leise. »Woher wissen Sie, daß wir…?«

»Ich spürte es. Daran könnt ihr merken, wie sehr meine Sinne schon entwickelt sind. Nur der eine, der wichtige fehlt noch. Und ich weiß nicht, ob ich jemals wieder mein Augenlicht zurückbekomme.«

Der Reporter lachte und hoffte, daß es echt genug klang. »Die Ärzte hier sind hervorragend, die kriegen das schon wieder hin, Abbé. Da brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen.«

»Seid nicht so förmlich«, sagte er. »Ich möchte, daß wir beim Du bleiben.«
»Einverstanden«, erklärten Suko und Bill.
»Nehmt euch bitte Stühle. Ich freue mich, daß ihr gekommen seid. Es war sehr wichtig.«
Bisher war John Sinclair noch mit keinem Wort erwähnt worden. Die beiden Besucher schnitten das Thema auch nicht an. Zwei Stühle standen zur Verfügung. Als Bill und Suko Platz nahmen, stellten sie fest, daß die Hände des Verletzten nervös über die Bettdecke glitten. Der Abbé steckte voller Unruhe. Und er stellte auch gleich eine entscheidende Frage. »Wißt ihr es schon?«
»Was sollen wir wissen?«
»Von der Gefahr, Bill, die über uns schwebt. Ich kann zwar nicht sehen, aber ich habe sie trotzdem erkannt. Die Gefahr ist da. Ich erkannte eine dunkle Wolke, die sich aus tiefster Erde erhoben hat, um über unseren Köpfen zum Stillstand zu kommen. Aber sie wird sich senken und uns vernichten. Von den Ärzten und Krankenschwestern will mir niemand glauben, die halten mich irgendwie für verrückt, was ich auch verstehen kann. Ich habe John Sinclair angerufen. Er versprach mir zu kommen, aber er ist bisher nicht erschienen.«
»Das wissen wir«, sagte Suko.
»Ist etwas passiert?«
»John rief mich an.« Suko hatte sich entschlossen, dem Abbé die Geschichte zu erzählen, und er nahm dabei auch kein Blatt vor den Mund. Auch über das rätselhafte Verschwinden des Geisterjägers redete er und hörte schon die Antwort des Abbés.
»Ja, ich habe es geahnt. Die Wolke, die ich sah, ist bereits auf uns niedergefallen. Ich habe eben zu viele Gegner. Sie befinden sich bereits in der Nähe.«
»Wir haben nichts gesehen.« Bill wollte den Kranken beruhigen, der aber sah die Sache anders.
»Stimmt, sie werden sich nicht zeigen. Sie haben ja eingegriffen. Ich glaube fest daran, daß sie John Sinclair überwältigten und ihn verschleppten.«
»Wenn es so ist. Wer steckt deiner Meinung nach hinter dem Plan?«
»Baphometh oder van Akkeren. Diese beiden sind es, auf die wir besonders achten müssen. Sie wissen genau, wo ich mich aufhalte. Typen wie sie haben ihre Augen überall, das kann ich euch versprechen. Sie sind sehr gefährlich, sie sind nicht zu fassen. Ich liege hier wehrlos und habe mich schon darüber gewundert, daß noch niemand erschienen ist, um mich zu töten.«
»Jetzt sind wir ja bei dir«, sagte Bill. »Wir haben uns vorgenommen, die Nacht über zu wachen.«

Suko hatte dazu noch etwas zu sagen. »Bill, wir sollten nicht nur hier am Bett hockenbleiben. Es ist zwar ein alter Hut, aber der Wächter vor der Tür schreckt noch immer ab.«

»Und wer setzt sich da hin?«

»Wir können uns ja jede Stunde abwechseln. Es ist wirklich besser, finde ich.«

»Okay, fragt sich nur, wer von uns beiden den Anfang machen soll.«

»Laß uns losen!«

Das taten die beiden, und Bill Conolly verlor. Er hatte das Pech, sich nach draußen setzen zu müssen.

»Mir bleibt auch nichts erspart«, stöhnte er, stand auf und hob auch den Stuhl an.

»Vielleicht findest du eine hübsche Krankenschwester, die dir die Zeit vertreibt.«

»Dann sage ich dir auch Bescheid, Suko, denn die hat bestimmt noch eine Kollegin.«

»Nein, danke.«

Bill verließ den Raum. Er hielt die Tür noch offen und fragte über die Schulter hinweg: »Was ist, wenn tatsächlich etwas passiert? Soll ich direkt eingreifen?«

»Vorsicht, Bill. Denk an die goldene Pistole und setze sie nicht zu häufig ein:«

»Ja, ja, ich weiß schon.«

Der Reporter schloß die Tür. Suko hatte mit seiner Warnung recht gehabt. Die goldene Pistole war tatsächlich etwas Besonderes. Wer sie einsetzte, mußte damit rechnen, eine Lawine in Gang gebracht zu haben. Die Pistole sonderte eine schleimige Flüssigkeit ab, die sich als gewaltige Blase um die Körper der Getroffenen legte und sie praktisch auflöste, so daß nur mehr Knochen und Reste zurückblieben. Nur John Sinclair konnte durch sein Kreuz die Haut zerstören.

Links neben die Tür stellte Bill den Stuhl und ließ sich auf der harten Sitzfläche nieder.

Er streckte die Beine aus, schaute nach links und rechts, wobei er den Gang leer sah. Niemand zeigte sich.

Die meisten Kranken schliefen sicherlich schon. Diejenigen, die wach lagen, waren kaum in der Lage, Spektakel zu machen.

Ab und zu hörte der Reporter Schritte. Meist eine Etage tiefer. Auch vernahm er den Lift, wenn dieser durch den Schacht raste.

So verging Zeit.

Wenn Bill Conolly etwas haßte, dann waren es lange Wartezeiten. Besonders dann, wenn sich ihm keine Abwechslung bot, wie dies hier der Fall war. Er konnte zwar die Lampen unter der Decke zählen, man hatte ihre Leuchtkraft verringert, mehr auch nicht.

Auf dem Flurboden lag ein Wechselspiel von Licht und Schatten. Die

Lampen der Notbeleuchtung an der Decke sahen aus wie kleine Köpfe.
Wieder hielt der Lift. Diesmal stieg jemand aus. Suko hatte von einer Krankenschwester gesprochen. Es war tatsächlich eine, die den Lift verließ und in die Richtung sah, wo auch Bill Conolly hockte und die Beine ausgestreckt hatte.
Wie von Donner gerührt, blieb die Haubenlerche stehen, als sie den Reporter sah.
»Guten Abend«, sagte Bill.
»Was machen Sie denn hier?« Die Stimme der Schwester klang so gefährlich, wie sie selbst aussah.
Von wegen hübsche Person. Man konnte bei ihr von einem gewaltigen Kaliber sprechen, das in dem Kittel fast wie in einem Etui steckte. Selbst die angenähten Taschen an den Seiten quollen nach außen.
Die Haube war etwas klein geraten. Sie wirkte verloren auf der grauen Haarpracht. Das Gesicht zeigte einen strengen Ausdruck, und die Stirn hatte die resolute Person in Falten gelegt.
»Noch einmal, Mister, was machen Sie hier?«
Bill hatte seinen lockeren Abend. »Ich sitze.«
»Das sehe ich. Weshalb setzen Sie sich nicht woanders hin?«
»Weil es mir hier gefällt.«
Durch die Nase holte die gestrenge Person tief Luft. »Diese dummen Antworten brauche ich mir von einer Person, wie Sie es sind, nicht bieten zu lassen. Ich werde einen Arzt holen und zudem dafür sorgen, daß Sie entfernt werden. Durch die Polizei, wenn es sein muß…«
Sie hatte sehr laut gesprochen und war sogar von Suko verstanden worden, der aus dem Krankenzimmer kam. »Was ist denn hier los?«
»Noch einer von dieser Sorte«, sagte die Schwester. Ihre Stimme grollte wie ein ferner Donner.
Suko wollte die Sache schnell klären und zeigte der Person deshalb seinen Ausweis.
»Ach so ist das. Warum hat dieser Knilch das nicht gleich gesagt?«
Bill grinste breit. »Sie haben mich ja nicht danach gefragt. Sie süße Person.«
Die Schwester funkelte ihn an. Es war kein böser Blick, eher spaßig. »Was meinst du, Junge, wie ich sein kann, wenn ich mal sauer bin?«
Bill hob beide Hände. »Bitte nicht, ich möchte noch ein wenig leben, wenn es recht ist.«
»Dann bleiben Sie ruhig sitzen.« Die gewichtige Dame verschwand um die Ecke.
Suko schüttelte den Kopf. »Du kannst dich auch nicht benehmen, Bill Conolly.«
»Das sagt meine Frau auch immer.«
»Also, keinen Krach mehr.«

»Versprochen, geschworen.« Bill hob den rechten Arm an und machte es sich wieder bequem.

»Gibt's denn noch etwas Neues vom Abbé?« fragte er noch.

»Nein. Er spricht viel von der Wolke und davon, daß sie sich verdichtet hatte.«

»Ich werde aufpassen.«

»Tu das.« Suko zog sich wieder zurück und ließ den Reporter allein. Er blieb es nicht lange, denn die Krankenschwester kehrte wieder zurück.

»Kommt jetzt die Rache?« fragte Bill.

»Wenn Sie es so sehen, ja.« Hinter ihrem Rücken holte die Schwester einen großen Becher hervor und auch eine Kanne mit Kaffee. »Wollen Sie einen Schluck?«

»Gerne.«

Sie schenkte ein. Dabei fragte sie: »Ihr Kollege vielleicht auch?«

»Nein, der trinkt Tee.«

»Ist auch besser.«

»Darüber läßt sich streiten.«

Bill bekam seinen Kaffee und die Frage gleich mitgeliefert. »Sagen Sie mal, weshalb bewachen Sie den Mann?«

»Er ist möglicherweise in Gefahr.«

»Wieso?«

»Das kann ich Ihnen leider nicht erklären. Es ist auch nicht ganz sicher, aber wir wollen eben uns nichts vorwerfen lassen, sollte doch etwas passieren.«

»Das kann ich verstehen. Ich schaue nachher noch mal vorbei. Habe sowieso Nachtdienst.«

»Ich freue mich schon.«

»Lügner«, sagte die Krankenschwester scharf und lächelte dabei spitzbübisch.

Bill trank seinen Kaffee, der so gekocht worden war, daß er einen Zombie aus dem Grab holen konnte. Heiß und stark, dabei ohne Milch und Zucker.

An die Geräusche gewöhnte er sich. Der Lift wurde des öfteren bewegt, und Bill stand nach einer halben Stunde auf, um sich die Beine zu vertreten. Der Stuhl war mit seiner nicht gepolsterten Sitzfläche einfach zu hart. So leise wie möglich schritt er den Gang auf und ab. Er kam sich vor wie ein Vater, der darauf wartete, daß man ihm sein Erstgeborenes zeigte. Bill erinnerte sich noch gut daran, wie sein Sohn Johnny geboren wurde. Das hatte großen Ärger gegeben, schon damals waren die Conollys von den Mächten der Schwarzen Magie gejagt worden.

Wieder verstrich Zeit.

Bill tauchte in die Schatten am Boden ein, ging hindurch, spürte

danach wieder den milden Schein der Lampe, zählte seine Schritte und schaute auch des öfteren durch den leeren Gang dorthin, wo sich an seinem Ende das Treppenhaus befand.

Auch dort brannte eine Leuchte. Sie warf ihr Licht als Kegel dem Boden entgegen, und Bill zuckte plötzlich zusammen, bevor er stehenblieb.

Im Schacht hatte sich etwas bewegt!

Was es genau war, hatte er nicht erkennen können, weil es zu schnell verschwunden war. Jedenfalls war er keiner Täuschung erlegen.

Sollten es die unbekannten Gegner geschafft haben, in die Klinik einzudringen?

Bill dachte daran, Suko Bescheid zu geben, ließ es dann bleiben, weil er zunächst auf Nummer Sicher gehen wollte. Da hatte auch die Lampe flackern und ihn täuschen können, es war einfach alles möglich.

Aus der unteren Etage hörte er Stimmen. Dort redete die korpulente Krankenschwester mit einem Arzt. Sie sprachen über ein medizinisches Problem, von dem Bill nichts verstand.

Vom Gang aus gesehen, wirkte die Etagenplattform des Treppenhauses wie der Beginn zu einem Schacht. Die Treppe selbst begann erst links hinter der Ecke, so daß Bill die Stufen nicht sehen konnte.

Etwas warnte ihn.

Möglicherweise hätte er den Geruch nicht wahrgenommen, wenn er sich nicht so lange in dem Flur aufgehalten hätte. So aber begann er zu schnuppern, denn der Geruch von Feuchtigkeit war in seine Nase gedrungen.

Das gefiel ihm nicht…

Der Reporter blieb stehen. Er schaute zurück, sah seinen leeren Stuhl neben der Zimmertür und hörte auch die Stimmen des Arztes und der Krankenschwester nicht mehr.

Er ging vor.

Sehr behutsam setzte er den Schritt. Berührte den Boden zunächst mit den Zehenspitzen, stemmte sich dann auf dem Ballen ab, geriet in den Lichtschein der Lampe, die seine Gestalt als Schattenumriß auf den Boden zeichnete.

Das war nicht gut…

Bill bewegte sich nach rechts, dann blitzschnell vor und schaute zur Treppe hin.

Er sah sie auch, aber ebenfalls die beiden Rocker, die wie Felsen vor ihm standen, ihn kalt angrinsten und Bill dabei in die Doppelmündung einer abgesägten Schrotflinte schaute…

***

Der Typ mit der Schrotflinte trug das schwarze Haar angeklatscht am Kopf. Er hatte seinen breiten Mund zu einem kalten Grinsen verzogen. In der Rechten hielt er die Waffe. Seine linke Hand war leer. Sie führte er allerdings hoch und streckte dabei einen Zeigefinger aus, den er auf die Lippen legte.

Bill verstand das Zeichen.

Der Kerl neben dem Gelackten sah noch gefährlicher aus. Typ glatzköpfiger Schläger mit Muskelpaketen und wenig Hirn. Seine kalten Fischaugen fixierten den Reporter genau. Bill fühlte sich durch den Blick regelrecht seziert.

Der Waffenträger ließ die Hand wieder sinken. Dabei flüsterte er: »Was hast du hier zu suchen, Bulle?«

»Die gleiche Frage könnte ich euch stellen.« Bill ließ sich nicht einschüchtern.

»Richtig, aber wir haben die Kanone. Wenn ich aus dieser Entfernung abdrücke, zerhackt dich das Zeug. Und glaub mir eines, wir kommen hier immer raus, denn wir werden uns den Weg kurzerhand freischießen. So, das zur Klärung der Fronten. Weshalb hockst du vor Blochs Tür?«

»Ich passe auf.«

»Das ist nun vorbei.«

»Ihr wollt zu ihm?«

»Richtig. Wir werden ihn umlegen. Er ist einfach zu viel auf der Welt, wenn du verstehst, Bronson.«

Der Schläger nickte. Er bewegte seine kurzen Stummelfinger, ballte die Hände zu Fäusten, aber nicht er griff den Reporter an, es war Ricky, der seine Waffe vorstieß und den Reporter dicht oberhalb des Gürtelschlosses traf.

Bill gab ein Geräusch von sich, das an ein tiefes Röhren erinnerte. Er bekam plötzlich keine Luft mehr, knickte ein, gab sich aber noch Schwung und fiel gegen die Wand.

Der Schläger folgte ihm. Seine Arme erinnerten an gebogene Würste. Sie baumelten rechts und links des Körpers, bis sie zuschlugen.

Bill konnte der Faust nicht entwischen. Der Treffer schleuderte ihn auf die Matte. Rücklings blieb er liegen, und Bronson beugte sich über ihn. Er tastete Bill ab, fand die Beretta und die goldene Pistole, lachte hell auf und warf die goldene Pistole seinem Chef Ricky zu, der sie sofort unter seiner Lederkleidung verschwinden ließ.

Bronson zog das Messer. Die Klinge war lang und spitz. Er beugte sich über Bill, der sich nicht wehren konnte und die Mordwaffe durch einen Tränenschleier sah.

Das Messer zitterte ebenso wie das breite Gesicht dahinter. Bill bekam fürchterliche Angst, aber Ricky griff ein. »Nein, Bronson, nicht so.«

»Aber Bullen sind zuviel auf der Welt!«

Ricky trat ihm das Messer aus der Hand. Es rutschte bis zur Treppe und blieb erst auf der drittletzten Stufe liegen.

Der Schläger kroch hin, um die Klinge aufzunehmen. Um Bill Conolly kümmerte sich Ricky persönlich. Er wirbelte seine Waffe lässig um die Achse und schlug mit dem Kolben zu.

Für Bill Conolly versank die Welt in einer tiefen Dunkelheit. Der Rockerchef nickte Bronson zu.

»Bist du wieder okay?«

»Ja.«

»Dann komm. Ich will es kurz machen und die Mäuse kassieren.«

»Wieviel will man dir denn geben. Hat dieser komische van Akkeren denn genug?«

»Das will ich wohl meinen..«

***

Abbé Bloch war froh, Besuch erhalten zu haben. Endlich konnte er mit einem Menschen reden, der seine Sorgen und Probleme auch verstand. Suko ging nicht mit einem Lächeln darüber hinweg, wenn der Templer von schweren Problemen sprach, die er auf sich und seine Gruppe zukommen sah. »Eines will ich dir sagen, Suko, die Gefahr hat mich schon fast erreicht. Als Blinder spürt man das.«

»Ich sehe das anders. Du kannst dich nicht immer als einen Blinden bezeichnen.«

»Doch, ich sehe nichts.«

»Das wird sich aber ändern.«

Bloch lachte leise. »Machen wir uns nichts vor. Ich weiß genau, daß ich mein Augenlicht nicht mehr zurückbekomme. Ich habe es schon gewußt, als mich Baphomeths Bannstrahl traf und die Maske auf meinem Gesicht zum Schmelzen brachte. Er braucht keine Furcht vor dem Silber zu haben. Obwohl er nur ein Kind ist, besitzt er schon eine ungeheure Macht, das kannst du mir glauben.«

»Aber er ist nicht allmächtig«, widersprach Suko. »John und ich haben ihn schon oft genug gestoppt.«

»Stimmt, nur besitzt er zahlreiche Helfer. Die Horror-Reiter sind an seiner Seite.«

»Rechnest du hier mit einem Angriff von ihnen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wer könnte dir denn in London an den Kragen wollen?«

»Viele Menschen. Die Templer formieren sich. Sie werden die Erde wie ein Netz überziehen. Überall haben sie ihre Stützpunkte. Wenn sie stark genug sind, werden sie in Südfrankreich auftauchen und die Kathedrale der Angst in Besitz nehmen. Dort liegt das silberne Skelett Hector de Valois'. Er gehörte zu den Menschen, die ich als Wissende

bezeichnen möchte…«
»Aber er ist tot. Selbst John, in dem Hector wiedergeboren wurde, hat nichts erfahren können.«
»Kann es sich ändern?«
»Vielleicht. Der Dunkle Gral ist etwas ungemein Wichtiges. Wer ihn besitzt, der hat die Macht, und er hat das Wissen. Die Menschen hätten aus früheren Zeiten mehr aufbewahren sollen, aber viele Weise wurden verkannt und haben ihr Wissen deshalb für sich behalten. Das rächt sich nun.«
»Was könnte nach deiner Meinung der Dunkle Gral denn sein?« forschte Suko weiter.
»Die Spur zu Aibon. Das Reich zwischen Himmel und Hölle. Wahrscheinlich werden in ihm die Geheimnisse aufbewahrt, an die auch wir Templer herankommen wollten. Wer Aibon kennt und es begreift, besitzt den Schlüssel zum Licht.«
»Du meinst den, der in andere Bewußtseinsebenen führt?«
»So kann man es auch sagen. Leider weiß auch ich viel zu wenig. Sollte ich überleben und blind bleiben, besteht für mich auch kaum noch Hoffnung, da bin ich ehrlich.«
»Warte ab.«
Suko war bei diesen Worten aufgestanden und an das Fenster getreten. Auch er hatte die warnenden Worte des Abbés nicht vergessen. Die Gefahr konnte von innen her kommen, aber das mußte sie nicht unbedingt. Auch außerhalb hatte sie die Chance, sich zusammenzuballen, um blitzschnell zuzuschlagen.
Das Zimmer besaß eine Klimaanlage, und das Fenster ließ sich nicht öffnen. Über dem Gelände lag die Dunkelheit. Zwar sah Suko die Lichtinseln der Laternen, doch sie reichten beileibe nicht aus, um die tiefen Schatten zu vertreiben, Sie befanden sich nach wie vor in der Überzahl.
»Hast du etwas feststellen können?« erkundigte sich der Abbé vom Bett her.
»Leider nicht.«
»Ich glaube nach wie vor daran, daß sie bereits in der Klinik sind. Ich weiß nicht, wer sie geschickt hat, aber sie sind ungemein gefährlich, das spüre ich.«
Suko blieb am Bett stehen und lachte leise. »Zum Glück haben wir Bill als Wächter vor der Tür sitzen.«
»Schau doch mal nach. Wir haben lange nichts mehr von ihm gehört.«
»Ja, die Stunde ist auch bald um.«
Suko ging zur Tür, öffnete, schaute nach links - und bekam große Augen.
Der Stuhl war leer!

Durch die Nase atmete der Inspektor scharf ein und zog sich langsam zurück. Er schaute noch nach rechts und links in den Gang, ohne den Freund zu entdecken.

»Da ist etwas geschehen, nicht wahr?« fragte der Abbé. »Ich… ich spüre es.«

»Du hast recht.« Suko schloß leise die Tür. »Bill ist verschwunden.«

»Wie John!«

Daran hatte Suko noch nicht gedacht. Er wußte aber, daß es nun verdammt ernst wurde und er sich blitzschnell etwas einfallen lassen mußte.

»Was können wir tun?« Der Abbé stellte die Frage mit sehr ruhiger Stimme.

»Darüber denke ich nach.«

»Aber bitte nicht zu lange.«

»Keine Sorge«, erwiderte Suko und warf seine Gelassenheit plötzlich über Bord. »Ich glaube, daß ich die Lösung habe. Du mußt nur mitspielen, Abbé.«

»Daran soll es nicht scheitern…«

***

Hätte ich die Szene beschreiben müssen, wäre mir das Wort gespenstisch in den Sinn gekommen.

Hoch über mir schwebte die düstere Wolkenbank. Ich selbst lag auf feuchter Friedhofserde und wurde von einer Mischung aus Mensch, Monster und Dämon bewacht, die den Namen Mordengel von London bekommen hatte.

Hinzu kam die Stimme Vincent van Akkerens aus dem Lautsprecher des Recorders. Er hatte bewußt eine Pause vor dem Weitersprechen eingelegt, um bei mir, dem Zuhörer, die Spannung zu steigern.

Das war ihm auch gelungen. Ich lag auf dem Rücken und starrte zu Jilette hoch, der den Recorder hielt wie ein kostbares Stück, das keinesfalls zerstört werden durfte. In der Finsternis zerflossen seine Umrisse, er war nicht mehr so deutlich zu sehen, hinter ihm bewegte der Wind die Zweige der Büsche, so daß sie mir wie tanzende Gespenster vorkamen, mit langen, dünnen Armen.

Ich roch die Feuchtigkeit des Bodens und hatte auch den Eindruck, als würde Modergeruch in meine Nase steigen. Hier war alles faulig, die Vergänglichkeit überdeckte diesen winzigen Friedhof wie ein großes Tuch. Aber ich lag nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart, die furchtbar genug war.

»Na, hast du dich von deiner Überraschung erholt, Geisterjäger?« hörte ich van Akkerens Stimme.

»Wenn du mich jetzt vernimmst, kannst du dir schon selbst sagen, daß alles nach meinen Plänen gelaufen ist. Nichts hat sich verändert.

Ich mußte schnell reagieren, denn ich darf den Abbé nicht entkommen lassen. Wie du selbst weißt, hatte ich Zeit genug, Pläne zu schmieden, und ich habe stets einige Trümpfe in der Hinterhand. Einen davon mußte ich nun ziehen. Wie ich dich kenne, wirst du neugierig sein, wie Jilette zu dem geworden ist, wie du ihn vor dir siehst. Es ist ganz einfach, denn er gehörte zu den Menschen, die schon immer einen Hang zum Okkulten besaßen. Als Rockerchef propagierte er die Gebote des Teufels. Er und seine Bande hielten sich daran…«

Van Akkerens Stimme wurde leiser. Ich vernahm einige Nebengeräusche und auch ein Kratzen.

Das gefiel selbst Jilette nicht. Er hielt den Recorder zwar noch fest, schüttelte ihn aber jetzt und preßte ihn gegen sein Ohr, wobei er unwillig den Kopf bewegte.

Er achtete nicht so sehr auf mich. Wahrscheinlich hielt er mich für erledigt, aber ausgeschaltet war ich noch lange nicht, auch wenn mich die Schlinge fesselte.

Ich versuchte sie zu lockern. Das Band schnitt sehr hart durch meine Kleidung. Ich versuchte es mit einem Gegendruck, um die Schlinge zu Lockern.

Das war nicht möglich. Die Schlaufe saß einfach zu fest, sie hatte einen starken Knoten gebildet, der sich durch Druck allein nicht öffnen lassen würde.

Außerdem lief das Band wieder normal weiter, und ich hörte abermals van Akkerens Stimme. »Sinclair, du liegst hier an einem historischen Ort. Man nennt auch Ereignisse, die erst kurze Zeit zurückliegen, historisch. Und so ist das auch hier. Es gab in dieser Gegend einen Rocker - nicht Jilette -, der sich den schwarzmagischen Kräften der Hölle verschrieben hatte. Er wollte dem Teufel seine Seele überlassen, wie einst der berühmte Dr. Faustus. Der Teufel nahm dieses Opfer an, aber der Rocker machte einen Fehler. Er war einfach zu ungeduldig. Da der Teufel ihm versprochen hatte, daß er nach dem Tod noch weiterleben würde, wollte der Rocker es genau wissen. Eines Nachts - am Himmel stand der Vollmond - kam er an diesen Ort und trug einen Kanister mit Benzin. Seinen Freunden hatte er ebenfalls Bescheid gegeben und sie um Mitternacht herbestellt, ohne ihnen allerdings zu sagen, was er im Schilde führte. Als alle versammelt waren, verlangte er von seinen Freunden unbedingten Gehorsam. Dann ging er ans Werk, übergoß sich mit dem Benzin und zündete sich selbst an. Niemand durfte helfen, niemand sollte helfen. Sie alle schauten auf die menschliche Fackel, die aufloderte, aber nicht zerfiel. Die Flammen verbrannten ihn und verbrannten ihn doch nicht. Sie schwärzten ihn nur. Die Haut sah aus wie ein öliges, schwarzes Gebilde, ebenso der Kopf und das Gesicht. Die Augen wirkten in der Schwärze wie weiße Laternen. Für die Zuschauer war er tot. Einem

unter ihnen, dem Vertrauten, und das war Jilette, hatte er etwas überreicht. Es war eine Art Testament, das Jilette noch in der gleichen Nacht vorlas. Der verbrannte und für die anderen tote Rocker wollte an dieser Stelle begraben werden. Man sollte das, Gebiet einzäunen und sein Grab mit einem bestimmten Stein verzieren. Der Grabstein mit dem Totenschädel. Als Jilette dies vorgelesen hatte, wußten die Rocker, daß sie ihrem Boß den letzten Wunsch erfüllen mußten, und sie erkannten Jilette gleichzeitig als neuen Chef an. In der folgenden Woche wurde alles geregelt. Sogar den Grabstein besorgte man, und dieser kleine Friedhof wurde zu einer Pilgerstätte der Rockerbande. Außer Jilette wußte niemand, daß dieses Testament noch einen zweiten Teil besaß, der nur für Jilette galt. Er war eingeweiht, daß es Tote gab, die noch leben konnten. Und eines Nachts geschah es…«

Da genau hakte das Band. Jilette drückte auf einige Knöpfe. Er tat es mehr instinktiv als systematisch und hatte schließlich das Glück, die normale Bandgeschwindigkeit wieder laufen zu lassen.

Einige Erklärungen waren übersprungen worden. Wichtiges bekam ich trotzdem mit.

»Jilette tat, was man ihm befohlen hatte. Er nahm das Messer und tötete sich auf dem Grab des Verbrannten auf eine bestimmte Art und Weise. Als Jilettes Blut auf die Graberde tropfe, geschah es. Da stiegen die Dämpfe auf, da bewegte sich die Erde, und aus ihrer Tiefe sandte der Tote einen schaurigen Gruß. Jilette mußte spüren, wie er gepackt und in die Graberde hineingezogen wurde. Der Teufel hatte sein Versprechen gehalten. Sein Diener bekam einen neuen Körper, ohne den alten, verbrannten abgeben zu müssen, denn der neue Körper und der alte Körper schoben sich übereinander, so daß ein Zombie entstand, der tatsächlich aus zwei Körpern bestand. Noch blieben beide in der Erde. Der Grabstein diente den Pilgern als Beweis. Solange er sich im Boden befand, würde sich nichts ändern. Wurde er jedoch einmal herausgezogen, sahen die Dinge ganz anders aus. Du weißt, Geisterjäger, daß Asmodis, Baphometh und Beelzebub ein Dreiergespann bilden. Sie alle zusammen ergeben das absolut Böse, eben Luzifer. Als Erklärung ist dies wichtig, denn eine Krähe hackt bekanntlich der anderen kein Auge aus, so sagt man doch. Obwohl der Doppelzombie dem Teufel diente, durfte sich Baphometh seiner bedienen. Und Baphometh gab dies an mich weiter. Als ich erfuhr, daß du den Abbé nach London geschafft hast, war die Stunde gekommen. Da holte ich den Mordengel aus dem Grab hervor, und er versammelte seine alte Bande wieder um sich. Er kam zu ihnen als doppelter Zombie. Auch sie sind eingeweiht worden und waren nicht einreal überrascht. Schließlich sind sie eine lange Zeit zu dem Grab gepilgert, um Jilette zu besuchen, hatte er ihnen doch zuvor versprochen, daß er zurückkehren werde, weil er unter dem Schutz

der Hölle stand. Er ist zurückgekehrt, um dich, John Sinclair, zu erledigen. Wenn du diese Worte hörst, wirst du auf dem Friedhof liegen, aber da gibt es noch seine vier Freunde. Die sehen sich inzwischen in der Klinik um. Sie dringen dort ein, um den zu töten, der getötet werden muß: Abbé Bloch. Er darf einfach nicht mehr am Leben bleiben. Hast du verstanden? Er darf es nicht…«

Mit diesem letzten Satz brach auch die Rede van Akkerens ab. Zwar drehten sich die Spulen noch weiter, aber ich hörte kein Wort mehr. Van Akkeren hatte gesagt, was gesagt werden mußte.

Natürlich gingen mir seine Worte durch den Kopf. Ich dachte über sie nach und kam zu dem Ergebnis, daß man auch als Geisterjäger nie auslernte und mit immer neuen Überraschungen konfrontiert wurde. Ich hatte es bei Jilette mit einem Doppel-Zombie zu tun. Zwei untote Körper, die ineinandersteckten. Den Beweis hatten sie mir schließlich geliefert, als bei Jilette die Schädeldecke aufgeklafft und die schwarze Hand des Verbrannten erschienen war.

Zwei Zombies in einem. Zwei, die auch die doppelte Kraft besaßen, denen es nichts ausgemacht hatte, einen schweren Grabstein aus der Erde zu ziehen und ihn zu schleudern wie ein kleines Stück Holz.

O verdammt, in was war ich da hineingeraten? Zudem hatte dieses Doppelwesen es geschafft, mich mit einer einfachen Fesselung aus dem Verkehr zu ziehen.

Wehrlos lag ich vor ihm.

Wie er mich töten würde, wußte ich nicht. Vielleicht kroch aus seinem Körper der Verbrannte und beendete mein Leben.

Jilette ließ den Recorder fallen. Dicht vor seinen mächtigen Füßen landete er auf der weichen Erde.

Dann hob der Unhold ein Bein, drehte es noch und preßte seine Hacke auf das Gerät. Er hatte etwas Mühe, es zu zertreten, weil der Untergrund zu nachgiebig war, schaffte es schließlich doch, und ich hörte das Knacken, als die Spulen brachen und zerknirschten.

Er trat noch zweimal nach, bis er zufrieden war und sich mir zudrehte. Dabei bückte er sich. Sein Gesicht »floß« auf mich zu. Es hatte sich zu einem diabolischen Ausdruck verzerrt, wirkte dick und aufgedunsen.

Ich sah auch seine mächtigen Hände. Groß wie Räder, die abstehende Finger besaßen.

Wollte er mich erwürgen?

Es sah so aus, doch er griff an mir vorbei und umrundete mich auch, so daß er in meinen Rücken gelangte. Ich hörte ihn zwar nicht atmen - das war bei einem Zombie nicht möglich -, dafür stieß er würgende Laute aus. Etwas klatschte. Ich konnte nicht erkennen, was hinter mir passiert war, bekam es aber sehr bald zu spüren, denn der Doppel-Zombie hielt die obere Kante des Grabsteins umfaßt und zog das

schwere Ding mit einem kräftigen Ruck aus der weichen Erde.

Schon einmal hatte er mit einem Grabstein nach mir geworfen, aber nicht getroffen. Diesmal war ich gefesselt, da konnte er mich gar nicht verfehlen.

Ich sah ihn gehen. Er schlug einen Kreis. Wie bei unserer ersten Begegnung hielt er den Grabstein unter dem linken Arm geklemmt, als wäre er nur mehr eine Tasche.

Da er mich nicht beachtete, bemühte ich mich weiter um eine Befreiung. Noch saß die Schlinge verdammt fest, aber ich würde sie losbekommen, das schwor ich mir.

Ich wälzte mich, drückte gegen, keuchte dabei, denn es strengte verdammt an, und ich spürte auch, wie sich die Schlinge ein wenig lockerte. Ich brauchte nur noch mehr Zeit, dann konnte ich sie abstreifen.

Da blieb Jilette stehen.

Wahrscheinlich hatte er etwas geahnt. Er stand vor mir und schaute auf mich herab. In seinem Gesicht zuckte es. Die Wangen bewegten sich, die dicken Lippen ebenfalls, und er schüttelte den Kopf, als könnte er alles nicht begreifen.

Noch hing die Schlinge zu fest, und das wußte der Doppel-Zombie auch. Er stemmte den schweren Grabstein so hoch, daß er über seinem Kopf schwebte. Rechts und links wurde er von seinen mächtigen Pranken gehalten. Noch immer lag der diabolische Ausdruck in seinem Gesicht wie festgemeißelt. Mir kam es vor, als suchte er sich sein Ziel genau aus.

Nein, ich kam nicht weg.

Wir starrten uns an. Jilette reckte sich noch höher und stellte sich dabei auf die Zehenspitzen. Es störte ihn auch nicht mehr, daß ich versuchte, meine Schulter und auch die Arme zu bewegen. Meine Beine waren frei. Nur stand Jilette zu weit weg, als daß ich ihn hätte mit einem Tritt erwischen können.

Er wollte es beenden.

Und er ließ den schweren Grabstein fallen, damit er mich zerschmettern konnte…

***

»Ich an deiner Stelle hätte den Bullen umgelegt«, sagte Bronson leise.

Ricky blieb stehen. Er legte seine Hand auf Bronsons Schulter und hielt ihn zurück. »Wenn du nicht dein Maul hältst, lege ich dich um. So einen stumpfsinnigen Idioten wie dich finde ich alle Tage wieder.«

»Ist ja schon gut.«

Die beiden hatten Bill Conolly im Treppenhaus liegenlassen. Ricky kannte die Wucht seiner Treffer.

Der Bulle würde die nächsten drei bis vier Stunden bewußtlos sein.

Manchmal ist das Schicksal mit dem Bösen. So war es auch hier, denn niemand hielt sich um diese Zeit auf dem langen Klinikflur aus. Die beiden Rocker hatten freie Bahn, um ihren mörderischen Plan ausführen zu können. Dennoch sicherten sie.

Bronson ging stets einen halben Schritt hinter seinem Chef her. Auch er hatte eine Waffe gezogen.

Einen stupsnasigen Revolver, den er sonst in der rechten Außentasche trug.

Ricky hielt seine Schrotflinte wie die alten Western-Helden. Um zu schießen, brauchte er sie nur zu, kippen, dann war die Sache erledigt. Vor der Tür blieben sie stehen. Ricky warf noch einen Blick auf den leeren Stuhl und grinste kalt.

Bronson wollte öffnen, aber Ricky schob ihn zurück. »Das mache ich«, hauchte er.

Normalerweise klopft man an, wenn man ein Krankenzimmer betritt. Das hatten weder Ricky noch Bronson nötig. Der Rockerchef legte seine Hand auf die Klinke, drückte sie blitzschnell nach unten und stieß die Tür hart auf.

Mit einem Satz sprang er über die Schwelle, gefolgt von Bronson, der die Tür wieder zuschlug.

Eine Lampe brannte im Raum. Ricky übersah mit einem Blick, daß ihnen keine Gefahr drohte.

Schlafend lag der Verletzte im Bett. Er drehte ihnen sogar den Rücken zu, und Ricky ließ die schußbereite Schrotflinte sinken. Die Läufe zeigten schräg zu Boden.

Er drehte den Kopf.

Bronson schlich näher. Trotz seiner Körperstärke konnte er sich lautlos bewegen. Er sah aus, als würde er auf den anderen zurollen. Ricky legte einen Finger gegen seine Lippen, grinste dann und deutete auf das Bett.

Bronson schaute, öffnete den Mund und stieß ein leises Lachen aus. »Der hat nichts gehört?«

»Nein.«

Bronson rieb seine Hände. »Dann werden wir ihm zum ewigen Schlaf verhelfen, ohne daß er etwas merkt.«

Nach dieser Bemerkung war es still. Die Rocker hörten nur die ruhigen Atemzüge- des Schlafenden, und Bronson holte wieder sein Messer hervor. Diesmal hatte Ricky nichts dagegen.

Sie schlichen auf das Bett zu.

Bronson war nicht ganz zufrieden. »Bevor ich ihn über die Kippe schicke, möchte ich ja noch sein Gesicht sehen. Ich lasse ihn auch nicht zum Schreien kommen. Ricky.«

»Okay.«

Bronson blieb neben dem Bett stehen. Mit der freien Hand berührte

er die Schulter des Schlafenden, der sich noch immer nicht rührte. Der Rocker verstärkte den Druck, drehte den Körper herum und beschwerte sich über dessen Gewicht.

Der Verletzte rollte auf den Rücken. Sein Gesicht geriet dabei in den Schein der Lampe.

Es war das eines Chinesen!

***

Auch Rocker können, mögen sie noch so brutal sein, geschockt werden. Mit dieser Überraschung hatten weder Ricky noch Bronson gerechnet. Die beiden gingen zurück, sie wurden blaß, und Bronson flüsterte: »Verdammt, das ist der Falsche!«

Suko spielte seine Sache ausgezeichnet. Er blinzelte und tat so, als wäre er gerade aus dem tiefen Schlaf erwacht. Das Laken rutschte von seiner Schulter, und ein Teil der gestreiften Schlafanzugjacke wurde sichtbar.

»Was… was ist denn los?« fragte er.

Ricky fing sich als erster. Bronson blieb etwas zurück, steckte das Messer aber nicht weg. »Wer bist du?«

»Verdammt, ich kenne euch nicht. Was wollt ihr hier mitten in der Nacht?« Suko beschwerte sich.

»Man hat mir Ruhe versprochen, ich…«

»Bist du Bloch?«

»Wer ist das denn?«

»Scheiße«, sagte Bronson. »Die haben uns reingelegt.«

»Wieso?« fragte Suko. »Was habe ich euch getan?«

»Wo ist Bloch?« fragte Ricky.

»Den kenne ich nicht.«

»Und wer bist du?«

»Ich bin hier eingeliefert worden.«

Ricky lächelte kalt. »Ja, das wissen wir. Und man hat dir sogar einen Bullen vor die Tür gesetzt. Das hier ist eine Augenklinik. Ich sehe aber keine Verletzungen an dir. Deshalb habe ich fast das Gefühl, daß wir geleimt werden sollten. Wer bist du, Chink? Auch ein Bulle?« Bei der letzten Frage hatte Ricky die doppelläufige Schrotflinte so angehoben, daß beide Mündungen schräg über das Bett und auf Suko wiesen.

Der lachte. »Wieso, Bulle?«

»Und wo liegt Bloch?«

»Den kenne ich nicht.«

Bronson verlor die Geduld. »Ricky, da hat man uns geleimt. Die Hundesöhne wußten Bescheid. Hätten wir den anderen Typen doch gefragt.«

»Sicher«, gab Ricky zu. »Aber um lange Fragen zu stellen, ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt. Wir müssen es einfach hinter uns

bringen. Wir werden Bloch schon finden, aber ich hasse es bis aufs Blut, Zeugen zu haben. Weißt du, was das bedeutet, Chink?«

»Nein.«

»Wir werden dich umlegen. Wir machen dich alle, kapiert?«

»Sicher.«

Ricky trat zur Seite, damit Bronson den nötigen Platz bekam. »Nimm ruhig das Messer, da hört niemand etwas.«

»Aber ihr könnt doch nicht…« Suko spielte den Ängstlichen. Er hatte die Augen weit geöffnet. Auf der Stirn glänzte Schweiß. »Meine Güte, ihr könnt mich doch nicht einfach töten.«

»Hier können wir alles.«

Und Bronson nickte zu den Worten seines Kumpans. Er stand direkt neben dem Bett und beugte sich vor. Die Klinge näherte sich Sukos Hals. Ricky wandte Bronson den Rücken zu.

Sekunden vergingen, und Bronson tat nichts.

»Verdammt, warum stichst du nicht zu?«

»Das… das geht nicht.«

»Wieso? Du…«

»Er hat eine Kanone, Ricky. Und die preßt er mir genau gegen den Leib. Sorry…«

***

»Ja, Ricky, das stimmt«, sagte Suko und lachte leise. »Ich habe eine Kanone, und mein Finger liegt am Abzug. Eine Kugel ist immer schneller als ein Messerstich.«

Ricky atmete stöhnend aus. »Also doch ein Bulle, wie?«

»Und ob.«

Der Rockerchef fluchte, während Bronson ins Schwitzen gekommen war. Er befand sich in einer unnatürlichen Haltung, und die Hand mit dem Messer lag auf der Bettdecke, gar nicht mal weit von Sukos Hals entfernt. Suko selbst hatte die Beretta unter der Bettdecke hervorgeschoben. Bronson spürte den Mündungsdruck tief in seinem Magen.

»Und jetzt läßt du mal den komischen Zahnstocher fallen!« befahl der Chinese leise, aber unüberhörbar.

»Soll ich, Ricky?«

Suko lachte. »Das liegt an dir, Bronson. Wenn du sterben willst, dann…«

»Nein, verdammt!«

Suko schielte zur Seite. Die Faust öffnete sich, Bronson drehte auch sein Gelenk, damit das Messer von der Handfläche auf die Bettdecke rutschen konnte.

»Gut gemacht!« lobte ihn Suko voller Spott. »Und jetzt bleibst du so lange bei mir, bis dein Freund Ricky seinen Bullentöter auch fallen

gelassen hat.« Über Bronsons Kopf hinweg schaute Suko den Rockerchef an, der sich nicht rührte.

Der Inspektor wußte, daß er noch längst nicht gewonnen hatte. Nach wie vor stand die Situation auf des Messers Schneide. Wenn er die Nerven verlor oder Angst zeigte, würde das Geschehen sofort zu seinen Ungunsten kippen.

»Mach schon, Ricky!«

»Und wenn nicht?« Er sprach kalt und glatt, ohne einen Funken Angst zu zeigen.

»Ist dein Kumpel tot?«

»Sollte mir das etwas ausmachen, Bulle? Ich komme hier raus. Ich schieße nicht nur euch in Fetzen, auch das Krankenhaus und jeden, der sich mir in den Weg stellt.«

»Trotzdem würden wir dich packen!«

»Das werden wir…«

»Mensch, Ricky, mach keinen Bockmist! Du kannst mich doch nicht opfern.« Bronson wurde nervös.

»Was macht das schon? Hier geht es um andere Dinge, das weißt du selbst. Ich vertrete hier Jilette. Uns hat man einen Job übertragen. Wenn wir versagen, sind wir sowieso dran. Der große Boß im Hintergrund kennt kein Erbarmen.«

Suko hatte den Namen Jilette genau gehört. Aber auch die Rede vom großen Boß war ihm nicht entgangen. »Ist es van Akkeren?« fragte er.

»Ach, du kennst ihn?«

»Sicher.«

»Dann hängst du doch mit drin, Bulle!«

»Natürlich.«

»Okay, ich werde euch beide umlegen.« Ricky hatte sich entschlossen. »Anders komme ich hier nicht raus.« Er setzte sich in Bewegung und ging rückwärts auf die Tür zu.

Bronson begann zu bibbern. »Mensch, mach keinen Unsinn, Ricky! Du kannst mich nicht opfern, verdammt! Das sah der Job nicht vor. Ich bin doch nicht verrückt, wegen solch einer Sache ins Gras zu beißen!«

Rickys Antwort klang zynisch. »Erinnre dich dran, was du am Grab versprochen hast.«

»Das war für mich Spaß.«

»Für uns nicht, Bronson.«

Auch Suko befand sich in einer Zwickmühle. Bisher hatte er nur gedroht. Zudem gehörte er nicht zu diesen eiskalten Killertypen, die einen anderen Menschen tatsächlich erschossen, auch wenn es dabei hart auf hart ging. Er suchte deshalb fieberhaft nach einer Möglichkeit, aus diesem Dilemma zu entkommen.

Ricky stand bereits an der Tür. Der Lichtschein reichte auch bis

dorthin, so daß Suko ihn erkennen konnte. Er hatte die Schrotflinte mit den gekürzten Läufen so angehoben, daß er sie mit einem Schuß beide treffen konnte.

Und er spielte seine Nervenstärke kalt aus.

»Willst du nicht schießen Bulle? Du hast es doch angedroht. Oder hast du kalte Füße bekommen, du Hundesohn?« Er lachte. »Aber so seid ihr Bullen. Erst ein großes Maul und dann…«

Auf einmal änderte sich die Lage.

Hinter Ricky stieß jemand die Tür auf. »So, hier bringe ich Ihnen frischen Tee…«

Die weibliche Frauenstimme füllte plötzlich das Zimmer aus. Dann verstummte sie, denn die Schwester hörte Rickys Fluch, der die Türklinke in den Rücken bekommen hatte und nach vorn taumelte.

Auf der Schwelle blieb die Schwester stehen.

Ricky wirbelte zu ihr herum, aber auch Suko blieb nicht faul und explodierte förmlich…

***

Jilette warf den Stein. Er schleuderte ihn nicht, sondern ließ ihn einfach fallen. Auch so hätte er mich immer getroffen, und ich tat etwas, was mir mein Instinkt befahl.

Ich rollte mich zur Seite.

Das hört sich einfach an, genau das Gegenteil davon war es. Immer wieder wirbelte ich um die eigene Achse, bekam Dreck und Gras zwischen meine Lippen und war froh, daß das Seil soviel Spiel besaß, damit ich mich bewegen konnte.

Hinter mir hämmerte etwas in den Boden. Ich hörte den dumpfen, fast unheimlich klingenden Schlag, und mir fiel ein, daß ich nicht getroffen worden war.

Dann hörte ich den Schrei.

Der Doppel-Zombie hatte ihn ausgestoßen. Ich sah ihn nicht, weil ich auf dem Bauch lag, wälzte mich jetzt auf den Rücken und konnte ihn sowie den Grabstein erkennen.

Das schwere Wurfgeschoß hätte mich getötet. Es schlug dort auf, wo ich noch vor wenigen Sekunden gelegen hatte. Jetzt befand es sich in einer Schräglage und sah aus, als würde es jeden Moment zur Seite kippen.

Jilette konnte es nicht fassen. Er hatte die Haltung eines Gorillas eingenommen, nur konnte man ihn nicht als Sieger bezeichnen, denn er hatte verloren.

Seinen Kopf bewegte er von einer Seite auf die andere, aus dem offenen Maul drang kein Schrei mehr, nur ein dumpf klingendes Röcheln. Er konnte nicht begreifen, daß ich noch lebte und nicht zerschmettert vor ihm lag. Vielleicht gelang es mir, diese Zeit zu

nutzen. Aber wie, zum Henker, kam ich frei?
Noch hing ich fest. Diese verfluchte Lassoschlinge hatte sich einfach zu fest um meinen Körper gewickelt und mir dabei noch die Arme eingeklemmt.
Durch meine heftigen Bewegungen hatte ich fast das Gitter erreicht. Noch eine Drehung, dann berührte ich die Stangen. Rechts neben mir spürte ich ihren Druck.
Die Hände konnte ich nach außen wegdrehen. Mit der rechten Hand umklammerte ich den Gitterstab, hielt mich fest, zog die Beine an, gab mir einen Ruck und kam schwungvoll auf die Füße.
Im ersten Augenblick befürchtete ich, nach vorn zu kippen, konnte mich aber noch halten, auch wenn ich dabei schwankte wie ein Rohr im Wind. Ganz in der Nähe tappte Jilette vorbei. Er wollte mich mit seinem verdammten Grabstein zerschmettern. Deshalb wankte er wieder auf ihn zu und nahm ihn hoch.
Anstrengungen merkte man ihm dabei nicht an. Er hielt ihn fast lässig in seinen mächtigen Pranken und drehte sich langsam.
Für mich wurde es höchste Eisenbahn. Durch meine Bewegungen hatte sich die Schlinge tatsächlich gelockert. Ich kämpfte jetzt um Sekunden, während mich Jilette schon fixierte.
Heftig bewegte ich die Schultern, auch den gesamten Körper, drückte noch einmal die Arme auseinander - und hatte die Schlinge so weit gelockert, daß ich sie abstreifen konnte.
Ich war frei! Endlich!
Blitzschnell wechselte ich meinen Standort. Der Doppel-Zombie sollte kein Ziel bekommen. Er besaß zwar den mächtigen Grabstein, aber ich konnte mich auf meine Schnelligkeit verlassen, obwohl ich nicht hundertprozentig in Form war, die harte Fesselung hatte meinen Kreislauf beeinträchtigt.
Jilette verfolgte mich. Er hielt den schweren Grabstein mit dem Totenschädel wieder hoch über seinen Kopf. Auf dem Ein-Grab-Friedhof begann unsere gegenseitige Jagd. Er ließ mich nicht aus den Augen, suchte nach einer Möglichkeit, mich mit einem Wurf zu treffen, aber ich blieb nicht stehen.
Inzwischen hatte ich auch die Beretta gezogen. Sie war wieder trocken. Ich war gespannt, wie Jilette auf eine Silberkugel reagierte, die zudem noch geweiht war.
Bisher hatten die Zombies dem geweihten Silber nicht widerstehen können. Ich hoffte, daß es sich bei diesem Doppel-Zombie ebenso verhielt und suchte nur noch nach einem günstigen Ziel.
Ein Teil seines Körpers wurde durch den Grabstein verdeckt. Er ahnte wohl, daß ich etwas vorhatte und hielt ihn nun als Schutz vor sich. Noch immer zeigte sich der Himmel bedeckt. Ein graues, dickes Wolkenband lag auf ihm und nahm mir die Sicht auf die Gestirne, die

auch keine Helligkeit spenden konnten.
An der schmaleren Seite dieses ungewöhnlichen Friedhofs blieb ich stehen, hob meinen rechten Arm und schoß.
Ich hatte auf die linke Schulter gezielt, den Schuß aber etwas verrissen. Die Kugel hieb gegen den Grabstein, wo sie eine Schramme hinterließ, mehr nicht.
Vielleicht hatte der Abschußknall bei Jilette irgendwelche Instinkte geweckt. Jedenfalls blieb er nicht mehr stehen und war auch nicht so vorsichtig. Er rannte plötzlich auf mich zu.
Mit gewaltigen Schritten wuchtete er sich voran. Seine großen Füße stampften über den Boden, so daß er anfing zu zittern. Er war verdammt schnell, hatte seine Arme vorgestreckt und damit auch den Grabstein.
Dann warf er ihn.
Damit hatte ich eigentlich nicht so hundertprozentig gerechnet. Ich kam zwar noch weg, allerdings nur haarscharf und hörte, wie der schwere Grabstein gegen das Eisengitter krachte.
Mochten die Stäbe auch noch so stark sein, der Wucht des kraftvoll geschleuderten Grabsteins hielten sie nicht stand. Mit einem wahren Donnergetöse brandete er dagegen, die Stäbe bogen sich nach außen und knickten schließlich weg.
Jetzt war Jilette deckungslos.
Mit bloßen Fäusten wollte er mich angreifen, kreiselte auch schon herum und walzte auf mich zu.
Ich ließ ihn zwei Schritte kommen.
Dann schoß ich.
Einmal, zweimal, dreimal…
Ich sah, wie die Kugeln trafen und die mächtige Gestalt mit den orangefarbenen Haaren nicht weiterging. Sie führte Bewegungen aus wie jemand, der zu Beginn eines Tanzlehrgangs stand, bei dem noch alles eckig und kantig wirkte.
Jilette schritt zurück.
Jede Bewegung wurde bei ihm zu einer regelrechten Qual. Er konnte seine Hände nicht ruhig halten.
Die Arme gerieten ins Flattern, sein gesamter Körper zitterte. Es war nur eine Frage der Zeit, bis ihn die Schwäche zu Boden riß.
Ich ließ die Beretta sinken. Wahrscheinlich würde ich sie nicht mehr brauchen, nicht für das Monster Jilette.
Dann kippte er.
Mit dem Rücken schlug er dort auf, wo sich das Grab seines Vorgängers befunden hatte. Flach blieb er liegen, Arme und Beine vom Körper abgespreizt.
Ich lud erst die Beretta nach, bevor ich mich ihm näherte. Dabei schaute ich auch in die unmittelbare Umgebung, doch wir beide

waren allein auf dem Friedhof.
Vor seinen Füßen blieb ich stehen. Ich holte die Lampe hervor und leuchtete ihn an.
Bleich wie der Tod sah er aus. Die Augen waren in die Höhlen hineingerutscht. Er bewegte sich nicht mehr. Ich konnte mir ein hartes Lächeln nicht verkneifen.
Er war geschafft.
Silberkugeln hatte ich nur benötigt, mehr nicht. Wer hätte das gedacht? Er lag noch immer vor mir, aber etwas hatte sich verändert. Diese Stätte war ein Ort des Unheils. In der Tiefe lauerte die höllische Kraft, und die zeigte sich auch.
Ich sah den feinen Nebel, der plötzlich aus dem Boden drang. Gleichzeitig verfärbte sich die Erde.
Das Wintergras, längst nicht mehr satt und grün, bekam einen anderen Farbton. Es wurde zuerst dunkler, dann nahm es eine braune Farbe an, die überwechselte in ein fast schon tiefes Schwarz, während sich der Rauch vermehrte und einen Gestank abstrahlte, der mich an verbrennende Felle erinnerte.
Mit den Händen wedelte ich ihn vor meinem Gesicht weg. Ich wollte weiterhin sehen, was sich vor mir abspielte.
Und die Erde fraß die Gestalt…
Der Vorgang war schaurig. Der Boden - dunkel und graslos - schien plötzlich Hände zu besitzen, die sich der Gestalt des Doppel-Zombies annahmen. Sie waren da, sie griffen überall hin, sie packten ihn, sie zerrten und zogen.
Seine Haut bekam einen welken Farbschatten. Die Haare fielen ihm büschelweise aus, während sein Gesicht zuerst von der verbrannten Erde »überspült« wurde.
In dieser Haltung kippte er weg, tauchte unter, und auch seine Schultern verschwanden. Dann die Arme, die Hände. Die Erde war wie ein Moor, das alles in sich einsaugte.
Obwohl ich dicht davor stand, blieb ich von dem Vorgang verschont. Er konzentrierte sich einzig und allein auf Jilette, der seinen Auftrag nicht hatte erfüllen können und nun dafür bezahlen mußte.
Zuletzt ragte noch sein linker Schuh aus dem Boden. Ein völlig normaler, verdreckter Turnschuh, bei dem nichts darauf hinwies, daß er am Fuß eines Zombies steckte.
Sekunden später war auch er verschwunden. Von Jilette blieb nichts zurück als eine böse Erinnerung.
Ich stand allein vor dem Grab und starrte auf die Erde, die aussah, als wäre ein Feuer über sie hinweggeflutet. Erst jetzt spürte ich, wie kaputt ich eigentlich war. Die Stellen an meinem Körper zu zählen, die etwas abbekommen hatten, war müßig. Ich würde eine große Anzahl von blauen Flecken davontragen.

Auch mein Kopf war nicht so klar. Die Treffer hatten mich schwer erschüttert, aber es gab kein Ausruhen. Jilette war nicht allein gewesen. Er hatte Helfer gehabt. Vier weitere Rocker, wenn ich mich richtig erinnerte. Und sie waren eigentlich nur gekommen, um Abbé Bloch zu töten, wie mir van Akkeren per Tonband übermittelt hatte.

Ich mußte wieder in die Klinik.

Die Frage war nur, wie ich dorthin finden sollte. Ich versuchte mich zu erinnern, wie lange mich Jilette geschleppt hatte und wo wir hergegangen waren.

Einige Male hatten wir Straßen überquert, doch an markanten Punkten waren wir nicht vorbeigekommen. Wäre die Klinik höher gebaut worden, hätte ich die Lichter in der Dunkelheit schimmern sehen können. So aber gab es kaum Orientierungspunkte.

Noch einen letzten Blick warf ich auf das Grab mit der verbrannten Erde. Einige letzte Rauchschwaden stiegen hervor. Dünn wie Zigarrenqualm, und ebenso zitternd quollen sie in die Höhe.

Da geschah es.

Ohne Vorwarnung und urplötzlich, so daß der Vorgang auch mich völlig überraschte und den zweiten Teil des Falls einläutete…

***

Die Graberde brach auf. Sie schoß in die Höhe, klatschte gegen mich, so daß ich unwillkürlich zurücklief und die Hände vor mein Gesicht riß.

Deshalb bekam ich das weitere nicht mit. Aus dem offenen Grab jagte eine fürchterliche Gestalt.

Schwarz verbrannt, ein Mensch, der sich einmal mit Benzin übergossen hatte, weil er seinen Tod nicht mehr erwarten konnte.

Der erste Körper!

Ich sah ihn erst, als ich mein Gesicht gesäubert hatte, da hatte er das Grab bereits verlassen und war zur Seite gehuscht. Mit gewaltigen Schritten jagte er auf das Gitter zu. Bevor ich noch meine Waffe hervorbekam, kletterte er geschmeidig an den Stangen hoch, schwang sich darüber hinweg und sprang an der anderen Seite zu Boden.

Ich ließ mich auf die Knie fallen, streckte beide Arme vor und zielte auf das flüchtende Monstrum.

Zu einem Schuß kam ich nicht mehr. Der Unheimliche war einfach zu schnell. Zudem schützte ihn das bewachsene Gelände und auch die Finsternis, so daß ich mir die Kugel sparen konnte.

Ich stand auf.

Das Grab war aufgewühlt. Die Erde hatte sich in einem bestimmten Umkreis verteilt. Ich konnte sogar in die Tiefe schauen und sah dort den bleichen, allmählich verwesenden Körper des Monstrums namens Jilette.

Ihm brauchte ich keine Beachtung mehr zu schenken. Viel wichtiger war der verbrannte, aber noch lebende Körper, der Jilettes Auftrag sicherlich zu Ende führen wollte.

Also würde sich das Finale in oder an der Klinik abspielen.

Und dort mußte ich hin!

***

Der Inspektor schoß nicht, er stieß seinen linken Arm hoch und wuchtete die Faust unter Bronsons Kinn, der den Schlag voll nehmen mußte, weil er völlig überrascht worden war. Bronson flog nach hinten, riß noch einen Stuhl um und wälzte sich keuchend über den Boden.

Da war Suko bereits aus dem Bett!

Auch Ricky konnte blitzschnell reagieren. Zudem befand sich eine Unschuldige in der Nähe. Die Krankenschwester stand noch auf der Schwelle, als hätte man sie dort festgeleimt. Sie hielt auf den ausgestreckten Unterarmen ein Tablett mit einer Teekanne und eine Tasse. Es war schon ein Wunder, daß beides noch nicht am Boden lag.

Der Rocker wußte, daß die Gefahr einzig und allein von Suko ausging. Er kreiselte zu ihm herum, riß seine Waffe hoch, um die Ladung in den Körper des Chinesen zu jagen, aber wieder war Suko schneller.

Er schleuderte dem Rocker die Bettdecke entgegen. Ricky wich nicht aus und sah einen Moment später aus wie ein Gespenst, als die Decke über ihn gefallen war.

Suko ging auf Nummer Sicher.

Ein Griff, und er hielt seinen Stab in den Händen. Das magische Wort rutschte ihm fast wie von selbst über die Lippen. Er sprach es so laut aus, daß es alle hören konnten.

»Topar!«

Und die Szene erstarrte.

Nur Suko konnte sich bewegen. Die Zeit wurde für fünf Sekunden gestoppt. Alle, die den Ruf vernommen hatten, waren zu Salzsäulen erstarrt und rührten sich nicht vom Fleck.

Nur Suko wirbelte.

Er kümmerte sich zuerst um den Rockerchef Ricky und riß ihm die Schrotflinte aus der Hand. Bronson lag am Boden. Er mußte seinen Revolver abgeben. Sicherlich besaßen die beiden noch andere Waffen, die Zeit allerdings, um sie ihnen abzunehmen, blieb Suko leider nicht, denn die fünf Sekunden waren um.

Mit einem gleitenden Sprung zurück nahm Suko die Position ein, die er hatte einnehmen wollen.

Er blieb mit seiner Beretta und der Schrotflinte im Anschlag stehen. Jetzt wiesen drei Mündungen in den Raum, wo die beiden Rocker

nicht wußten, was mit ihnen geschehen war.

Selbst Ricky starrte auf seine rechte Hand und begriff einfach nichts.

Für Suko war es jetzt wichtig, die Krankenschwester aus der Gefahrenzone zu schaffen.

»Gehen Sie!« rief er ihr zu. »Und gehen Sie sofort. Ich bitte Sie, schnell!«

»Aber ich… ich… werde einem Arzt Bescheid geben müssen, auch der Polizei, die…«

»Nichts werden Sie. Die Polizei sind wir, und die Ärzte lassen Sie mal aus dem Spiel.«

»Ja, wie Sie meinen.«

»Und jetzt gehen Sie!«

Die Krankenschwester nickte und verschwand glücklicherweise. Erst im Flur bekam sie den Schock. Da rutschten Glas und Teekanne vom Tablett und landeten auf dem Teppich. Ein Teil zerbrach dabei. Mit hastigen Schritten lief die Schwester weiter.

Suko kümmerte sich um die Rocker. Ricky und Bronson waren unterschiedliche Typen. Das fiel auch jetzt auf. Während Bronson am Boden hockte und Löcher in die Luft stierte, hatte sich Ricky wieder gefangen und dachte über das Geschehene nach.

»Wie hast du das geschafft, Bulle?«

Suko hob die Schultern. »Es gibt eben manchmal Dinge im Leben, die man einfach hinnehmen muß. Nimm du hin, daß ich besser bin. Und jetzt wird nach meiner Musik gespielt.«

Ricky schüttelte den Kopf. »Glaub nur nicht, daß du gewonnen hast. Glaub das nur nicht!«

»Auf wen verläßt du dich? Auf van Akkeren? Der ist nicht da. Er hält sich schön im Hintergrund und hat euch vorgeschickt, damit ihr ihm die Kastanien aus dem Feuer holt. Ist es nicht so?«

»Vielleicht.«

»Ihr wolltet den Abbé töten!«

Ricky schwieg. Es kam ihm nicht in den Sinn, vor einem Polizisten eine Mordabsicht zuzugeben.

»Gut«, sagte Suko und schnitt ein anderes Thema an. »Ich habe da etwas von einem Grabstein gehört, der gegen einen Wagen geworfen wurde. Wer schleudert so ein Ding auf meine Freunde?«

Ricky verzog die Lippen. »Das ist einer gewesen, gegen den du nicht ankommst, Bulle. Da nutzen dir deine Tricks nicht, der ist einfach zu gut für dich.«

»Wie heißt er?«

»Jilette!«

»Der ist mir neu.«

»Kann ich mir vorstellen. Er ist auch etwas Besonderes. Wir nennen ihn den Mordengel von London. Wer sich ihm in den Weg stellt, wird

von ihm niedergemacht. Der Mordengel bringt den Tod. Er hat ihn schon früher gebracht, und der Teufel war derjenige, der seine schützende Hand über ihn gehalten hat. Jilette ist reaktiviert worden. Wenn wir es nicht schaffen, den Abbé zu töten, wird er sich der Sache annehmen. Du kannst hin und herreden. Wir sind immer stärker.«

Suko war anderer Meinung. »Den Abbé habt ihr nicht bekommen, und Jilette wird ihn auch nicht zwischen seine Klauen kriegen. Das verspreche ich dir.«

»Vor Jilette kann man sich nicht verstecken.«

»Das bezweifle ich. Zudem gibt es da noch jemand, der John Sinclair heißt. Er ist mein Kollege und Freund…«

Ricky lachte scharf und unterbrach Suko mitten im Satz. »Was soll das mit diesem Sinclair? Jilette hat ihn geholt. Er hat ihn mitgenommen und zu seinem Friedhof geschleppt, wo deinem Freund der Garaus gemacht wird. Nein, Bulle, wir sind auf der Siegerstraße. Mit Jilette im Rücken ist man das immer.«

»Wie viele seid ihr?«

»Rate mal.«

»Ich will eine Antwort.«

»Schau dich um, wir sind zu zweit.«

Suko glaubte Ricky nicht, ließ dieses Thema jedoch ruhen und wandte sich an den Schläger Bronson. »Los, steh auf! Du brauchst nicht auf der Erde zu hocken und dich auszuruhen.«

Bronson erhob sich ächzend. Suko bewegte eine Hand, so daß die Beretta-Mündung auf den Schläger wies. »Dumme oder falsche Bewegungen beantworte ich mit einer Kugel!« erklärte er kalt lächelnd. »Damit wir uns verstehen.«

»Ja, schon gut.«

»Jetzt umdrehen, Beide!«

Sie gehorchten und wandten Suko den Rücken zu. »Ihr kennt das Spiel. Geht auf die Wand zu und bleibt einen Schritt davor stehen. Dann könnt ihr euch vorlehnen und mit beiden Händen abstützen.«

»Stell dich lieber auf unsere Seite, Bulle!« sagte Ricky.

»Halt den Mund!«

Ricky redete weiter. Vielleicht hoffte er, Suko dadurch ablenken zu können. »Ich glaube kaum, daß du schießen wirst, Bulle. Nein, dazu hast du nicht die Nerven. Wenn ich mich falsch bewege, wirst du es nicht wagen, abzudrücken.«

»Wenn du dich da nicht mal irrst.«

»Der andere Bulle im Flur hat auch nicht geschossen.«

»Was ist mit ihm?«

»Vielleicht erwacht er nie mehr. Ich habe einen satten Schlag, das jedenfalls sagt man mir nach.«

»Ich auch«, erwiderte Suko und hämmerte zu.

Er hatte mit dem Kolben der abgesägten Schrotflinte zugeschlagen und haargenau getroffen. Für Ricky gingen sämtliche Lichter aus. Er versuchte noch, sich an der Wand festzuhalten, es war ein ergebnisloses Unterfangen. Langsam sackte er zusammen und blieb liegen.

Bronson drehte sich. Er war vor Schreck bleich geworden und spürte plötzlich die Mündungen der Flinte genau dort, wo sein Hals begann.

»Ganz ruhig«, sagte Suko. »Wie viele seid ihr?«

»Vier…«

»Wunderbar. Und wo sind die beiden anderen?«

»Noch im Haus.«

Suko drückte etwas fester zu. »Wo, mein Freund?«

»Ich… ich weiß es doch nicht. Sie hätten uns gewarnt, wenn man aufmerksam geworden wäre…«

»Wie denn?«

Bronson bekam Schweißperlen auf die Stirn. Es war nicht sein Tag. Jetzt mußte er etwas entscheiden. Bisher hatte ihm Ricky diese Dinge abgenommen.

»Walkie-talkie?« fragte Suko. Bronson nickte.

»Dann hol dein Gerät hervor, schalte es ein und rufe deine Freunde zu uns her.«

»Was soll ich?«

»Hast du nicht verstanden? Ich will, daß du deine Freunde herbeirufst. Mehr nicht.«

»Ja, ja, gut.« Bronson holte sein Sprechgerät unter der Jacke hervor. Es hatte dort in einer Tasche gesteckt. Als er die Antenne herauszog, schaute er Suko noch einmal an und sah dessen leichtes Kopfschütteln. »Nur keinen Ärger, Bronson. Der könnte nämlich verdammt hart auf dich zurückschlagen, verstehst du?«

»Ja, ja…«

Er hatte das Sprechgerät eingeschaltet. Flüsternd sprach er ein Codewort und wartete auf die Antwort. Die kam nicht. Bronson schüttelte den Kopf. »Das… das verstehe ich nicht«, flüsterte er. »Das ist unbegreiflich…«

»Mach es noch einmal!« verlangte Suko.

»Aber ich habe doch das richtige Wort gesagt, das müssen Sie mir glauben.«

»Dann sollte er sich auch melden.«

»Ich weiß es auch nicht. Wirklich nicht.« Bronson versuchte es mit einem erneuten Anlauf, ohne jedoch etwas erreichen zu können. »Da ist was passiert, bestimmt.« Er schaute Suko aus großen Augen bittend an. »Sie müssen mir glauben.«

»Vielleicht.«

»Und jetzt?«

Da schlug der Inspektor dosiert zu. Bronson verdrehte die Augen und sackte zusammen. Von ihm war zunächst nichts zu befürchten.

Suko zückte seine Handschellen und band die beiden Rocker zusammen. Ein Ende befestigte er an Rickys Bein, das andere klickte um Bronsons rechten Arm.

Dann hörte er ein Geräusch, auf das er eigentlich schon länger gewartet hatte.

Die schmale Tür zum Bad wurde von innen aufgeschoben, und der Abbé verließ mit vorsichtig gesetzten Schritten sein Versteck. Suko lief zu ihm. »Machen Sie keinen Fehler, Abbé! Bleiben Sie bitte im Bad…«

»Nein, nein, Suko. Ich werde mich nicht mehr länger…«

Suko faßte ihn an. »Mensch, Abbé Bloch, sei vernünftig!« Er redete ihn einmal in der ersten, dann wieder in der dritten Person an. »Die Gefahr ist noch nicht vorbei. Das weiß ich. Hast du alles mitbekommen?«

»Ja.«

»Auch den Namen Jilette?«

»Den auch.«

»Kennst du ihn?«

»Nein, noch nie gehört. Er stammt nicht aus alten Templerkreisen, das weiß ich genau.«

»Aber er ist gefährlich.« Suko schob den Abbé wieder zurück durch die offene Tür.

Er hatte auf einem schmalen Stuhl gesessen und sich mit dem Rücken gegen die Wand gedrückt.

Dort setzte ihn Suko wieder hin. »Tu mir einen Gefallen. Rühr dich nicht.«

»Was hast du vor?«

»Ich muß nach Bill schauen. Die Rocker haben ihn niedergeschlagen.«

»Weißt du denn, wo er liegt?«

»Ja, an der Treppe.« Suko wollte wieder gehen, aber der Verletzte hielt ihn fest. Die Finger krallten sich förmlich in Sukos Kleidung.

»Sei vorsichtig. Ich sehe die Wolke noch immer. Sie ist nicht verschwunden. Nach wie vor schwebt sie über uns, und sie senkst sich weiter. Da passiert noch etwas. Glaub nicht, daß die große Gefahr vorüber ist.«

Der Inspektor nahm die Warnung sehr ernst. »Ja, mein Freund, ich werde mich danach richten.«

Dann war er weg.

Mit schnellen Schritten durchquerte Suko das Zimmer und räumte auch die beiden regungslosen Rocker zur Seite, damit er die Tür öffnen konnte.

Die Krankenschwester hatte Sukos Warnung glücklicherweise

beherzigt und niemandem Bescheid gesagt. So schaute der Chinese in einen leeren Gang. Bill war in Richtung Treppe gelaufen. Dorthin orientierte sich Suko auch und fand seinen Freund auf dem Boden liegend. Da Bill sich nicht regte, bekam er einen Schreck, beugte sich über ihn, schaute in das wachsbleiche Gesicht und stellte fest, daß Bill nur bewußtlos war.

Eigentlich war es lächerlich, daß einem Bewußtlosen in einem Krankenhaus nicht geholfen werden durfte. Jedes Aufsehen wollte Suko vermeiden. Der Abbé hatte sicherlich recht gehabt. Die große Gefahr war noch nicht vorüber.

Suko streichelte Bills Wange. »Mach's gut, Junge«, sagte er. »Wenn du erwachst, ist es vielleicht vorbei.«

Auf leisen Sohlen lief er wieder zurück, öffnete vorsichtig die Zimmertür - und blieb wie angewurzelt stehen, denn Ricky war aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht und hatte sich trotz der Fesselung hinsetzen können. Den Fehler hatte Suko gemacht. Er hätte den Rocker noch untersuchen sollen, so aber war es diesem gelungen, eine Beutewaffe zu ziehen.

Suko schaute direkt in die Mündung der goldenen Pistole!

Ich hatte mich beeilt und die Klinik auch erreicht, ohne jedoch etwas von dieser zweiten Gestalt entdeckt zu haben. Sie war und blieb verschwunden.

Nahe des Eingangs blieb ich stehen. Meine Deckung war gut. Ich schaute, ohne gesehen zu werden, in die Halle hinein, wo die Loge noch immer besetzt war.

Der Mann und die Frau gaben sich völlig normal. Hätten sie etwas entdeckt oder wäre ihnen etwas unangenehm aufgefallen, hätten sie sich anders benommen.

Diese Klinik war nicht gerade klein. Ich konnte mir gut vorstellen, daß sie noch mehrere Ein- und Ausgänge besaß, die von irgendwelchen krummen Typen benutzt werden konnten.

Keine Spur auch von den Rockern. Ich mußte allmählich davon ausgehen, daß sie die Klinik besetzt hielten.

Ich irrte mich.

Wo sie gesteckt hatten, konnte ich nicht sagen, jedenfalls hörte ich nicht nur ihre vorsichtig gesetzten Schritte hinter mir, sondern auch das leise Klingeln, das entsteht, wenn die Glieder der Motorradketten sich berührten.

Ich sprang zur Seite und drehte mich gleichzeitig. Einer der Kerle hatte schon seinen Arm erhoben, um mir die Kette über den Kopf zu schlagen. Gedankenschnell riß ich meine Linke hoch, duckte mich und unterlief den Hieb. Die Kette traf mich zwar, jedoch nicht mit der Wucht, wie es eigentlich hätte sein sollen.

Sekunden später lag der Rocker am Boden, weil ich ihn einfach

umgerannt hatte.

Dafür kam der zweite.

Er war sehr flink und verließ sich auf sein Messer. Ich trat gegen sein Handgelenk und kam auch mit meiner Linken durch.

Der erste sprang hoch. Ich hörte das Pfeifen und Klirren der Kette, duckte mich, so daß die gefährliche Waffe über meinem Haarschopf hinwegsauste.

In der Drehung erwischte ich den Kerl mit einem Konter. Es war einer dieser Zufallstreffer, die genau auf der Kinnspitze landeten. Ich spürte den Aufprall selbst bis hoch in meine Schulter, aber der Rocker war down und groggy.

Sein Kumpan wollte flüchten. Er sprang über einen schmalen Weg auf ein Rasenstück. Bevor er sich für eine Richtung entscheiden konnte, war ich schon bei ihm und hatte ihm den Weg abgeschnitten.

Breitbeinig blieb ich vor ihm stehen. Er wollte es besonders hart machen und griff nach seiner Kanone.

Ich zog die Beretta viel schneller. Als er in die Mündung schaute, erstarrte er.

»Junge, du übernimmst dich!« sagte ich zu ihm. »Dreh dich um!«

Er gehorchte.

Ich drückte ihm die Mündung gegen den Nacken. »Und jetzt wirst du mir genau das sagen, was ich wissen will.«

Er stand so unter Druck, daß sein Atmen schon einem rauhen Stöhnen glich. »Wo sind die anderen beiden?«

»In der Klinik.«

»Was hattet ihr vor?«

»Ricky sollte ihn töten.«

»Wen? Den Abbé?«

»Ja.«

»Wer gab euch den Auftrag?«

»Ich kenne ihn nicht. Aber er sagte auch etwas von dir. Daß man dich Jilette überlassen sollte. So würde man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, wenn du begreifst.«

»Das schon, nur klappt das nicht mehr so gut. Ich habe den Spieß umgedreht.«

Der Rocker schwieg. Eigentlich hatte ich alles gehört, was ich hören wollte. Ich nahm die Beretta wieder zurück, holte kurz, aber kräftig aus und schlug die Waffe in den Nacken des Schlägers.

Die beiden Bewußtlosen zerrte ich in ein Gebüsch und ließ sie dort liegen. Ich betrat die Klinik mit ganz anderen Voraussetzungen. Jetzt wußte ich, wer sich dort aufhielt. Zu einer großen Auseinandersetzung schien es noch nicht gekommen zu sein. Die nächtliche Ruhe war vorhanden. Sie wurde nur durch mich gestört, als ich die Klinik betrat.

Sofort verließ die Frau ihre Loge. Streng schaute sie mich an. »Sie

wünschen?«
»Mein Name ist John Sinclair, ich…«
»Was?« rief sie dazwischen. »Sie sind John Sinclair?«
»Ja - wieso?«
»Meine Güte. Mit Ihnen habe ich nicht mehr, gerechnet. Sie glauben nicht, wie oft nach Ihnen gefragt wurde. Sie sind wohl ein sehr begehrter Mann, wenn auch ein schmutziger.« Sie schaute an mir herab, und ich mußte ihr recht geben. Gut sah ich wirklich nicht aus. Die Friedhofserde klebte noch auf meiner Kleidung und trocknete allmählich.
»Wer hat nach mir gefragt?«
»Zwei Männer.. Einer davon war Chinese.«
Ich wunderte mich. »Zwei waren es?«
»Wenn ich es Ihnen sage.«
»Wie sah der andere denn aus?«
Die Frau besaß eine sehr gute Beobachtungsgabe. Sie beschrieb mir Bill Conolly exakt.
Das war eine Überraschung. Wie kam Bill in die Klinik? Wahrscheinlich hatte Suko ihm Bescheid gegeben, eine andere Möglichkeit konnte ich mir kaum vorstellen.
»Sind Sie wirklich Polizist?« wurde ich gefragt.
»Ja.« Ich präsentierte meinen Ausweis.
Die Frau hob die Schultern. »Allmählich verstehe ich überhaupt nichts mehr. Ich bin außer Fassung. Sie… Sie kommen hierher, um einen Patienten zu besuchen, der…«
Ich unterbrach sie. »Ist Ihnen eigentlich in den letzten Stunden etwas aufgefallen?«
»Nein.«
»Keine fremden Besucher? Oder Typen, die Ihnen nicht geheuer sind?«
»Wie meinen Sie das denn?«
»Vergessen Sie es. Jetzt brauche ich nur noch die Zimmernummer des Patienten Bloch.«
»Die können Sie bekommen.« Die Frau kannte sie auswendig, und; ich bedankte mich.
»Sie können den Fahrstuhl nehmen, aber auch zu Fuß gehen, Mr. Sinclair. Das spielt kein…« Plötzlich verstummte sie, und ihre Augen weiteten sich dabei.
»Was haben Sie?«
»Dr. Spencer, mein Gott, was ist mit Ihnen?«
Die Frau kümmerte sich nicht mehr um mich, sondern lief quer durch die Halle. Erst als ich mich umgedreht hatte, sah ich, was geschehen war. Ein Mann im weißen Arztkittel hatte sich in einen Sessel fallen lassen. Die Frau kniete neben ihm und schüttelte nur den Kopf, als sie

das blutbeschmierte Gesicht des Doktors sah.

Auch ich war schnell bei ihnen und stellte fest, daß es den Arzt böse erwischt hatte. Ich bin kein Fachmann, aber diese Verletzungen rührten von Schlägen her, die er hatte einstecken müssen.

»Ich hole Hilfe«, flüsterte die Frau und ließ mich mit Dr. Spencer allein.

»Was ist passiert?« fragte ich ihn.

Er antwortete mit einer Gegenfrage. »Wer sind Sie, Mister?«

»Ein Polizist. Mein Name ist John Sinclair. Ich bin wahrscheinlich wegen dieser Sache, in die Sie hineingezogen worden sind, hergekommen.«

»Sie sind Sinclair.«

Hier schien mich jeder zu kennen, nur ich kannte die Leute nicht. Der Arzt berichtete, daß er überfallen worden war. Zwei Rocker waren in sein kleines Büro eingedrungen und hatten ihn brutal niedergeschlagen.

»Wollten Sie etwas Bestimmtes von Ihnen wissen?« erkundigte ich mich.

»Ja, die Zimmernummer des Patienten Bloch. Ich habe sie ihnen auch gegeben. Verdammt, ich hielt den Druck nicht aus. Die hätten mich sonst gekillt.«

»Klar, das kann ich verstehen.«

Schritte erfüllten die Halle, als die Helfer auf uns zuliefen. Zwei Pfleger kamen mit einer Trage, auf die Dr. Spencer zunächst nicht wollte, doch sein Widerstand wurde gebrochen. Als er an mir vorbeigetragen wurde, gab er mir noch flüsternd einen Rat. »Geben Sie auf sich acht, Mr. Sinclair. Die spaßen nicht.«

»Ich weiß - danke.«

»Wollen Sie denn hoch?« fragte mich die Frau vom Empfang. Erst jetzt sah ich das schmale Schild auf ihrem Revers. Dort stand der Name Helen Hasting.

»Ja, Mrs. Hasting. Es gibt keine andere Möglichkeit.«

»Was geht hier vor?«

»Ich weiß es noch nicht. Ich hoffe nur, daß es gut ausgeht. Und meine beiden Freunde befinden sich noch oben?«

»Ich habe sie wenigstens nicht wieder weggehen sehen.«

»Danke.«

Der erste Lift war besetzt. Man fuhr Dr. Spencer hoch. Ich nahm den zweiten und überprüfte während der Fahrt noch meine Waffen. Sie waren vollkommen in Ordnung.

Ich verließ die Kabine nicht wie ein Sprinter, sondern sehr vorsichtig. Auf Zehenspitzen betrat ich den breiten Gang, der leer vor mir lag. Keine Spur von meinen Freunden, aber ich sah auch nichts von dem verbrannten Zombie.

Bis zu dem Augenblick, als ich hinter mir ein Geräusch hörte. Es war das leise Knarren einer Tür!

Ich flog herum, sah die schwarze, verbrannte Gestalt dicht vor mir, starrte genau in ihre Augen und sah auch die kleine, handliche Axt, die der Zombie in seiner rechten Hand hielt, um mir mit dieser Waffe den Schädel zu spalten…

***

Ricky war zwar noch nicht topfit, dennoch brandgefährlich. Zudem kannte Suko die goldene Pistole. Wenn er von der Ladung getroffen wurde, gab es keine Rettung. Selbst die Kraft der Dämonenpeitsche konnte die Haut der Kugel nicht zerstören.

Ricky grinste. In seinen Augen lag ein etwas glasiger Ausdruck, aber er war ein Typ, der Schwierigkeiten schnell überwinden konnte und sich auch auf neue Situationen einstellte.

»Damit hast du nicht gerechnet, Bulle, wie? Ja, ich habe noch immer einen Trumpf im Ärmel.«

Er hatte recht. Suko ärgerte sich maßlos darüber, daß er den Rocker nicht genauer untersucht hatte.

Es war ihm nicht die richtige Zeit geblieben. Daß Ricky Bills goldene Pistole an sich nehmen würde, daran hatte er nicht mehr gedacht.

Sollte es noch eine Zukunft für ihn geben, würde er den Reporter davon abhalten, die Waffe immer mit sich zu schleppen.

»Und jetzt?« fragte der Rocker. Er kicherte leise. »Ich sehe es dir an, daß du Schiß hast. Du machst dir noch in die Hose, Bulle!«

»Leg die Waffe weg!«

»Nein, Bulle, die nicht. Sie ist etwas Besonderes, das habe ich längst bemerkt, aber dazu kommen wir später. Jetzt will ich erst mal, daß du mir die verdammte Fessel löst. Aber hübsch vorsichtig. Ich habe dich immer im Blick.«

»Schon gut.«

»Mach - los!«

Suko bewegte sich tatsächlich sehr behutsam. Bei einer anderen Waffe hätte er es längst versucht, weil Ricky sich nicht in Topform befand. Bei dieser Pistole brauchte er nur den Abzugsbügel nach hinten zu ziehen, und schon war es geschehen.

Die Ladung brauchte ihr Ziel nicht einmal selbst zu treffen, es reichte, wenn dieser Schleim verspritzt wurde und sich zu einer gefährlichen Blase aufpumpte, um alles zu verschlingen, was sich ihr in den Weg stellte. Wer mit der Blase Kontakt bekam, dem löste sie die Haut von den Knochen.

Suko schloß den Ring auf. Auch Bronson war jetzt frei. Er aber blieb unbeweglich liegen, und Ricky drückte sich sitzend so weit zurück, bis er die Wand im Rücken spürte. Den rechten Arm hielt er ausgestreckt.

Die Mündung der plump wirkenden Waffe wies auf den Inspektor, und nach wie vor lag der Finger des Rockers am Abzug.

Suko hatte die Arme vom Körper gespreizt. Er wollte dem Rocker keinen Grund geben, die goldene Pistole einzusetzen, um das nicht mehr wiedergutzumachende Unheil heraufzubeschwören.

»Wie geht es jetzt weiter?« fragte er.

Ricky grinste schief. »Ganz einfach. Du holst mir diesen verdammten Bloch. Ich will ihn endlich mal sehen.«

Suko reagierte sehr schnell. »Sorry, aber der ist nicht hier. Wir müßten quer durch das Krankenhaus und…«

»Weshalb lügst du?«

»Wieso, ich…«

»Da ist noch eine Tür, Bulle. Ich habe sie gesehen. Es sind ja besondere Zimmer hier, die besitzen sogar ein Bad. Und Bäder eignen sich auch als Verstecke. Wir beide gehen jetzt hin. Du wirst öffnen und mir einen Blick gestatten, Okay?«

»Ja, ist gut.«

»Geh einen Schritt zurück! Ich will dich besser im Blickfeld haben.«

Suko konnte den Befehlen nichts entgegensetzen. Dieser Rocker wußte nicht, welch eine brisante Waffe er da in der Hand hielt. Der Chinese mußte Ricky den Rücken zudrehen und zur Tür gehen.

Er bekam eine Gänsehaut. Bei jedem Schritt, den er zurücklegte, verstärkte diese sich. Suko wußte sich keinen Rat. Angreifen konnte er Ricky nicht, das war einfach zu gefährlich, und als er in die Nähe des Betts geriet, mußte er stoppen.

»Jetzt leg mal deine Waffen ab. Du schleppst mir einige zuviel herum. Aber vorsichtig.«

Suko legte die Schießeisen auf das Bett. Natürlich auch die Schrotflinte mit den abgesägten Läufen.

Die nahm der Rocker sofort wieder an sich. Er konnte sie in einer Hand halten, steckte aber die goldene Pistole nicht weg, die hatte er in die Linke gewechselt.

»Ja, jetzt fühle ich mich wohler, Bulle. Komm, öffne die verdammte Tür endlich!«

Die Spannung stieg. Selbst Suko, sonst die Ruhe in Person, merkte, wie sich seine Haut am Rücken spannte. Verzweifelt dachte er über eine Möglichkeit nach, dem Grauen zu entkommen, das hinter ihm lauerte. Es gab keine. Er war völlig auf sich allein gestellt.

Er öffnete die Tür. So lange war alles gutgegangen. Er hatte den Abbé beschützen und dessen Gegner austricksen können, nun mußte er einsehen, daß die andere Seite stärker war.

Der Abbé hockte auf dem kleinen Stuhl. Er hatte sein Gesicht der Tür zugewandt. Vor den Augen klebten noch immer die Verbände, so daß die Hälfte seines Kopfes aussah wie der Schädel einer Mumie.

»Abbé?« fragte Suko leise. »Ja…«
»Du weißt, was auf uns zukommt. Ich habe es leider nicht verhindern können, sorry.«
»Ich weiß. Die Türen sind dünn, Suko. Ich konnte viel hören.«
»Los, steh schon auf!« meldete sich der Rocker aus dem Hintergrund. »Hoch mit dir!«
Der Abbé nickte Suko zu. Der Inspektor empfand dieses Nicken als eine verzeihende Geste, und er sah das schmerzlich wirkende Lächeln auf den Lippen des Abbés.
Bloch bewegte sich sehr langsam. Er lief wie jemand, der wieder anfing, sich zu bewegen. Suko wollte ihn anfassen und führen, doch der Rocker hatte etwas dagegen.
»Laß ihn los und tritt zur Seite!«
Suko blieb im toten Winkel neben der Tür stehen, während der Verletzte das Bad verlassen mußte und sich dem lachenden Rocker näherte. »Du bist ja tatsächlich schon fast hinüber, Abbé. Da brauche ich gar nicht mehr viel zu machen.«
»Wer sind Sie?« fragte Bloch.
»Dein Henker!«
»Ich will Ihren Namen wissen. Wen hat van Akkeren jetzt wieder unter seine Kontrolle bekommen?«
»Ich heiße Ricky. Ein Henker namens Ricky. Ist doch etwas Schönes, nicht wahr?«
»Das kommt auf den Betrachter an.«
Ricky lachte dreckig. »Humor hast du auch noch. Irgendwie gefällt mir das, Abbé. Aber deine Zeit ist um.«
»Was hat man Ihnen geboten, Ricky?« Der Abbé zeigte seine Angst nicht. Es war bewundernswert, wie er Haltung bewahrte.
»Willst du mich bestechen oder mir mehr bieten?«
»Das habe ich nicht gesagt. Ich will nur wissen, wieviel mein Tod van Akkeren wert ist.«
»Einiges.«
»Sie werden damit nicht glücklich. Niemand ist mit Blutgeld glücklich geworden. Das hat Judas, der Verräter, auch schon erfahren müssen. Seitdem hat sich nichts verändert. Auch Sie werden durch das Blutgeld nicht glücklich werden.«
»Halt's Maul, Alter! Komm her und setz dich auf dein Bett.«
»Sie wissen ja, ich kann nichts sehen.«
»Taste dich hin…«
Suko beobachtete aus dem kleinen Bad die Szene. Er konnte noch nicht eingreifen, doch seine Hand lag bereits unter der Jacke, wo sich der kleine Stab befand.
Den hatte er nicht abgelegt.
Der Abbé hatte sich bis zu seinem Bett vorgetastet und sich gesetzt.

Die Gelegenheit für Suko, es noch einmal mit dem magischen Stab zu versuchen, war eigentlich günstig, da machte ihm der Rocker einen Strich durch die Rechnung.

»Komm her, Bulle! Dich lege ich gleich mit um!«

Bronson regte sich wieder, weil er aus seiner Ohnmacht erwachte.

Ricky grinste. Auch er sah die Zeichen günstig, aber auf seinem Gesicht lag der kalte Schweiß, und sein Blick flackerte. Ein Zeichen, daß er nervös war.

»Die Hände hoch, Bulle!«

Suko nickte. Wäre er allein gewesen, hätte er es versucht, aber er mußte auf den Abbé Rücksicht nehmen, obwohl dessen Chancen auch immer tiefer sanken.

Bronson stand auf. Er stöhnte dabei, rieb seinen Hals und das Gesicht, fühlte die geschwollenen Stellen und fing an zu fluchen. Er drehte sich schwerfällig herum, schaute seinen Kumpan an und grinste, als er erkannte, daß Ricky die Lage beherrschte.

»Du bist ein Schuß, Ricky!«

»Ja, okay. Wir legen sie jetzt um.«

»Beide?«

»Natürlich!«

»Kann ich das machen?«

Ricky überlegte. »Wen willst du haben?« fragte er dann.

»Den Bullen natürlich. Der hat mir einiges mitgegeben, das er zurückbekommt. Es wird mir ein Vergnügen bereiten, ihn ins Jenseits zu befördern.« Bronsons Augen glänzten schon in wilder Vorfreude. Auch setzte er sich in Bewegung und war schon zwei Schritte gelaufen, als sich die Lage schlagartig änderte.

Von außen hämmerte jemand mit so vehementer Kraft gegen die Zimmertür, daß diese dem Druck nicht mehr standhielt, aus den Angeln gerissen wurde und ins Zimmer kippte.

Ricky drehte durch. Er schoß. Nicht mit der goldenen Pistole, sondern mit der Schrotflinte.

Aus der rechten Mündung stach Rauch, Feuer und die gehackte Ladung gegen das Ziel.

Das bekam Suko nur wie nebenbei mit, denn er hatte alles auf eine Karte gesetzt und griff den Rocker an…

***

Es war eine dieser kleinen Äxte, die oft genug neben Feuermeldern hingen, um sich bei Bränden den Weg freizuschlagen. In der Pranke des verbrannten Monsters wirkte sie fast zierlich, aber sie war nicht weniger gefährlich. Denn auch sie konnte mir den Schädel spalten.

Der Hieb traf nicht. Ich hatte mich sofort geduckt und auch zur Seite gedreht. Wie ein blankes Stück Eis kam mir die Klinge vor, als sie

nach unten sauste, in die Wand hackte und dort einen langen Streifen aus dem Putz fetzte.

Durch den eigenen Schwung war ich so weit zur Seite getaumelt, daß ich mit der Schulter einen an der Wand hängenden Feuerlöscher rammte. Es war eine Blitzidee, die ich sofort in die Tat umsetzte, den Feuerlöscher aus der Halterung riß, mich drehte und dabei die Sicherung löste. Sekunden später schoß der Schaum aus der Öffnung und traf die verbrannte Gestalt des Zombies.

Ob Mensch, ob Monster, sie reagierten gleich. Der Zombie geriet völlig aus der Fassung. Er wußte im Augenblick nicht, was er unternehmen sollte, wankte zurück und wurde trotzdem von einer Schaumwand umgeben.

Ich jagte ihm nach, schleuderte den Feuerlöscher zur Seite und griff zur Beretta.

Zwei Kugeln jagte ich in den Körper des lächerlich aussehenden Monstrums. Die Treffer rissen ihn herum, er klatschte gegen die Wand, wo er noch einen weißen Streifen hinterließ, taumelte weiter, und ich rechnete damit, daß er erledigt war, aber ich sollte mich irren.

Dieses Wesen schluckte die geweihten Silberkugeln. Es fing sich wieder, wankte zurück, nahm einen kurzen, aber sehr heftigen Anlauf und rannte auf eine verschlossene Tür zu.

Ich wunderte mich wieder über die Kraft, die in dem Körper steckte. Er sah relativ schmächtig aus, aber ein Ansturm reichte, um die Zimmertür aufzustoßen.

Die Tür und der Zombie fielen in den Raum, wo sofort reagiert wurde. Ein Revolver wurde abgefeuert…

***

Jetzt oder nie!

Suko konnte nicht anders handeln. Jedes Zögern hätte schlimme Folgen haben können. Ricky war abgelenkt. Er würde es aber nicht immer sein, und so mußte der Chinese die Möglichkeit nutzen.

Er flog auf den Rocker zu.

Und säbelte die Handkante nach unten. Schräg und zielgenau setzte er den Schlag an. Diesmal mußte der den Rocker schon beim ersten Angriff paralysieren.

Ricky fiel um, als wäre er von einem Stein getroffen worden. Er kam nicht mehr dazu, die goldene Pistole abzudrücken, die ihm Suko sofort aus der Hand wand, einsteckte und zu dem Abbé schaute.

Bloch saß starr auf dem Bett. Er bekam nichts mit, er hörte nur und vernahm auch Bronsons Heulen.

Das alles wurde zweitrangig, als Suko das mit Schaum bedeckte und ansonsten schwarz verbrannte Monstrum sah, wie es zusammen mit der Tür in das Krankenzimmer fiel.

Und dahinter tauchte, ebenfalls fast geisterhaft, Sukos Freund John Sinclair auf…

***

Ich hatte den Schuß gehört und mich gegen die Wand geworfen. Ein Teil der Schrotladung jagte noch in den Flur hinein, das meiste wurde von der Tür geschluckt und richtete keinen Schaden an.

Ich schaute in das Zimmer und übersah mit einem Blick die Lage. Der Abbé lebte noch. Aber hinter ihm erschien einer der Rocker. Es sah so aus, als wollte er den Verletzten angreifen, doch Bronson bekam plötzlich kalte Füße, drehte sich um und rannte auf die Tür zu.

Ich katapultierte ihn mit einem knochentrockenen Haken wieder zurück. Er hatte erst gar nicht den Versuch unternommen auszuweichen. In seiner Panik war er voll in den Hieb hineingerannt.

Er besaß noch seine Axt. Wie einen Rettungsbalken hielt er sie fest und schlug damit nach Suko.

Mein Freund duckte sich, packte einen Stuhl, riß ihn hoch und parierte den nächsten Hieb. In der Stuhlfläche hakte sich die Schneide der Axt fest. Suko drückte die Gestalt so heftig nach hinten, daß sie gegen die Wand krachte. Den Stuhl hatte er losgelassen und statt dessen die Dämonenpeitsche gezogen.

Der Kreis war schnell geschlagen, die drei Riemen rutschten hervor, klatschten zu Boden, blieben aber nicht liegen, weil Suko die Peitsche sofort in die Höhe riß und zudrosch.

Die Riemen aus Dämonenhaut wickelten sich um den verbrannten Körper. Der Zombie mußte sich vorkommen, wie in einer Schlinge steckend. Er taumelte, verlor das Gleichgewicht und fiel polternd auf den Boden. Durch eine geschickte Gegenbewegung wickelte Suko die Peitsche wieder ab.

Der Zombie kam hoch. Er streckte sogar seine Arme aus, nur kam er nicht mehr dazu, Suko zu berühren, denn dicht oberhalb des Ellbogens quoll Rauch aus der Wunde, und einen Augenblick später fiel der Arm ab.

Suko trat zurück und drehte sich um.

Ich war bei der letzten Aktion nur Zuschauer gewesen. Suko fragte mich: »Wer war das?«

»Der Mordengel von London und gleichzeitig der Grabsteinwerfer. Eigentlich waren es zwei Personen in einer, aber das erzähle ich dir später, Alter.«

»Gern.« Er grinste, denn wir wußten beide, daß wir van Akkeren wieder einmal einen Streich gespielt hatten.

Jilette, wie er sich genannt hatte, verging. Sein Körper bestand plötzlich aus drei Teilen, die so weich wurden, daß sie von uns zertreten werden konnten.

Als Schmierfilm blieb der Rest auf dem Boden des Krankenzimmers liegen, und ich spürte meine innere Erleichterung, die mich zu einem feinen Lächeln zwang.

Ich ging auf den Abbé zu.

Er hatte auch den letzten Angriff unbeschadet überstanden, hockte auf der Bettkante, spürte den Druck meiner Hand auf seiner Schulter und sagte: »John, ich habe das Gefühl, daß es vorbei ist.«

»Ja, Abbé, da hast du dich nicht geirrt.«

Er faßte nach meiner Hand. »Danke, John, ich danke dir und vor allen Dingen Suko…«

***

Später kümmerten wir uns um Bill Conolly. Es waren genügend Helfer da, die ihn verarzteten. Bill wurde in ein Krankenzimmer gelegt, und ich rief Sheila an, damit sie sich keine Sorgen machte.

Die Rocker waren zu viert gewesen. Alle vier hatten Glück gehabt. Keiner von ihnen war gestorben.

Das lief nicht immer so glatt ab. Oft genug war es anders gekommen.

Man kümmerte sich auch weiter um den Abbé, und irgendwann in den frühen Morgenstunden lag ich dann in meinem Bett. Der Schlaf kam erst später. Ich erwachte auch ziemlich früh und mit dem Wissen, daß dieser Tag ein besonderer werden würde.

Nicht für uns, für den Abbé.

Er würde jetzt erfahren, ob die Operation gelungen war. Wir hatten ihm versprechen müssen dabeizusein und fuhren wieder hin. Den Weg über verbrachten Suko und ich schweigsam.

Als wir ausstiegen, fragte Suko: »Was meinst du?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und was sagt dein Gefühl?«

Ich hob nur die Schultern.

Mit Herzklopfen und einem starken Druck im Magen betraten wir die Klinik, wo bereits ein Professor auf uns wartete. »Sie wollen zu Mr. Bloch?« fragte er.

»Ja.«

»Ich kann Ihnen keine Vorschriften machen, meine Herren, aber er bat mich, allein gelassen zu werden.«

Der Druck verstärkte sich bei mir. Ich hatte Mühe, die nächste Frage zu stellen. »Soll das heißen, daß… ich meine, daß…?«

»Wir haben getan, Mr. Sinclair, was in unseren Kräften stand. Manchmal reicht es eben nicht.«

Suko und ich starrten uns an. Beide bekamen wir eine Gänsehaut. Auch der Professor bemerkte, wie es in uns aussah. Er stellte keine weiteren Fragen mehr.

»Dann wird er also blind bleiben«, sagte Suko leise.

»So sieht es aus. Wie gesagt, manchmal sind auch wir machtlos…«

Das letzte Wort hallte noch in meinem Gehirn, als wir die Klinik verließen.

Machtlos! Genau das war es. Treffender hätte man die Grenzen eines Menschen nicht aufzeigen können. Auch wir hatten dies oft genug zu spüren bekommen.

Schweigend stiegen wir in den Wagen und fuhren ab…

ENDE